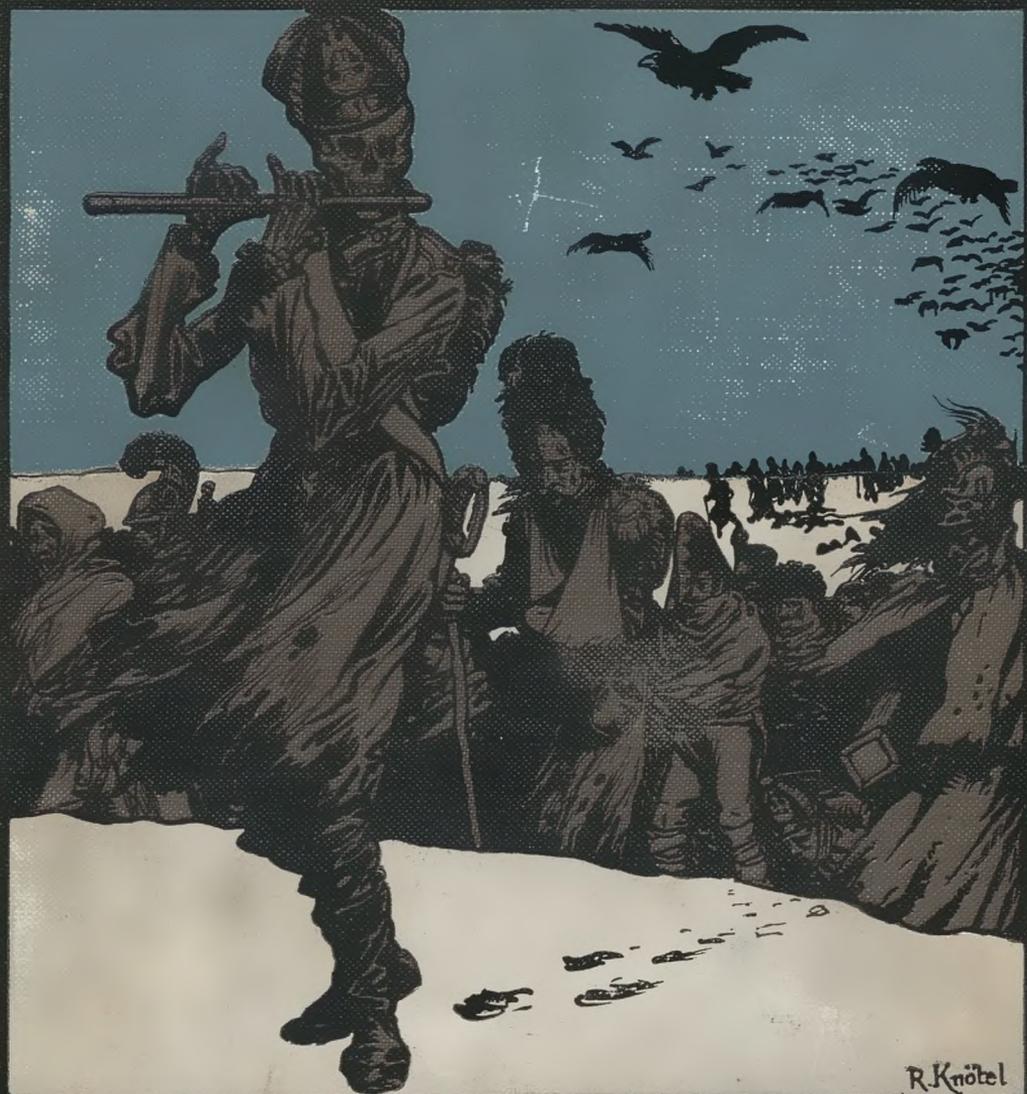


Biblioteka Sejma Śląskiego

41969

Richard Knötel

Die Winternacht von 1812



Verlag von Gebrüder Böhm/Kattowitz



Der Totentanz von 1812

Kurze Geschichte des russischen Feldzuges mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Truppenteile

von

Professor Richard Knötel



Mit 20 Bildern und
5 Kartenskizzen, gezeichnet vom Verfasser



Kattowitz O.-S.

Verlag von
Gebrüder Böhme

:: 1912 ::

~~16744~~
35

III 7 f 3

W 8 c

41969

II

Gracia Böhm Katowice 4. II. 35

15 zł.



10,00

X-119015
41969 II

Vorwort.

Das Jahrhundert, das sich vollendet, lenkt unwillkürlich unsere Blicke auf jene Zeit, in der der große Schlachtenkaiser einem Erdteile seinen Willen aufzwang. Erinnerungsfeiern, Denkmalsweihen, Gedächtnisausstellungen häuften sich. Die Tage von Austerlitz, Jena und Auerstädt, Eylau und Friedland zogen an unserm geistigen Auge vorüber, ebenso von Aspern und Wagram. Die Erinnerung an eine Zeit der Erniedrigung ließ aber auch eine Reihe erhebender Bilder lebendig werden. Die Verteidigung von Kolberg, Graudenz, Kosel und Glas, die Erhebung des Herzogs von Braunschweig-Öls, Schills, Dörnbergs, Hofers wurden gefeiert. Auch mancher fast vergessener Heldentat wurde in Schriften und Tagesblättern gedacht.

Zu feiern gibt es für uns in Bezug auf den russischen Feldzug, mit Ausnahme des Gedächtnistages des Vertrages von Poscherun, der Preußens Erhebung anbahnte, herzlich wenig. Ganz Deutschland war in seiner damaligen Zersplitterung vor den Siegeswogen des Allgewaltigen gespannt, und alle Stämme unseres deutschen Vaterlandes haben ihren Blutzoll nur allzureichlich entrichtet. Tausende von Söhnen deutscher Mütter sind den erbarmlosen Strahlen der sengenden Sommer Sonne auf dem eiligen Vormarsche zum Opfer gefallen, Tausende haben ihr Blut in der Schlacht verspritzt, Tausende sind auf dem Rückzuge in den Schnee-

wüßten dem Übermaße menschlicher Leiden erlegen, im Auge die zu Eis erstarrte Träne. Ihre letzten Seufzer verhallten im Wirbel des Schneesturmes oder erstarben unter dem Sternengestimmer der frostklaren Winternacht. Nicht einmal ein Grab fanden die Leichname. Sie dienten den Raubvögeln zum Fraße.

Aber das entsetzliche Trauerspiel von 1812 hat die große Erhebung von 1813 vorbereitet. Darum ziemt es sich wohl, zurückzuschauen und den großen Lehren der Geschichte zu lauschen, die so eindringliche Sprache sprechen. Wenn das anspruchslose Werkchen, das in schlichter Weise die folgen schwereren Ereignisse des Jahres 1812 erzählen will, besonders die deutschen Bestandteile der Großen Armee berücksichtigt, so wird das wohl keiner Entschuldigung und Erklärung bedürfen. Ist doch die Arbeit in erster Linie für deutsche Jugend und deutsches Volk bestimmt. Freilich ist die Berücksichtigung jener Truppenteile nicht derart erfolgt, daß die Geschichte der einzelnen Contingente gegeben wird. Darum konnte es sich bei einem Werke, das den ganzen Feldzug in großen Zügen schildert, nicht handeln. Vielmehr suchte ich, wenn ich auch besonders denkwürdige Schicksale und Taten deutscher Truppen hervorhob, die Schilderung durch die Erzählung von Mitkämpfern zu beleben und benutzte aus dem ungeheuer in die Breite gegangenen Schrifttum der Denkwürdigkeiten und Kriegstagebücher ganz besonders solche von Deutschen. Eine Eigenschaft ist allen diesen Aufzeichnungen gemeinsam — der Mangel jeder Ruhmredigkeit. Dafür finden wir überall eine wohlthuende schlichte Sachlichkeit. Bei der Menge der angeführten Beispiele werden die Leser sich darüber selbst ein Urtheil bilden können. Der Wert solcher Schriften ist ja naturgemäß sehr verschieden, aber der Bildungsgrad des Schreibers dabei durchaus nicht allein maßgebend. Die Wucht des Erlebten läßt oft einen wenig sebergewandten Mitkämpfer zu einem Erzähler werden, dessen Worten man mit Spannung folgt. Eine Aufzählung der Quellen dieser Art erübrigt sich, da ich den Gewährsmann stets im Texte namhaft

make. Wenn auch solche Denkwürdigkeiten natürlich für den großen Zusammenhang der Dinge keinen Aufschluß geben, der ja dem Frontsoldaten verborgen bleibt, so sind sie doch darum so wertvoll, weil sie uns so unmittelbar treu das Antlitz des Krieges zeigen.

Noch möchte ich wegen der dem Buche beigelegten Zeichnungen bemerken, daß sie sich als etwas mehr denn als bloßer Buchschmuck geben möchten. Sie wollen den Text ergänzen und erläutern, also wirklich Illustrationen, dem Wortsinne nach, sein. Für den Verfasser bildet die Erforschung der selbmäÙigen Erscheinung der Heere des napoleonischen Zeitalters ein Stück Lebensaufgabe. Ebenso sind die dargestellten Örtlichkeiten, also Landschaft und Baulichkeiten auf Grund eingehender Studien wiedergegeben.

Berlin, im Juni 1911.

Professor Richard Knötel.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Kriegsrüstungen.	
Weltlage 1812. — Frankreich und England. — Die Kontinentalsperre. — Vorbereitungen zum Kriege. — Geist im Heere. — Bündnisse und diplomatische Niederlagen	1
2. Die Heere und ihr Aufmarsch.	
Napoleon begibt sich zum Heere. — Einteilung und Aufstellung des französischen Heeres. — Einteilung des russischen Heeres. — Diplomatische Verhandlungen. — Die Erlasse an die Heere	14
3. Nach Rußland hinein.	
Übergang der Großen Armee über den Njemen. — Vormarsch auf Wilna. — Polnische Unabhängigkeitsbestrebungen. — Mißstände im französischen Heere. — Erneute Verhandlungen. — Trennung der beiden russischen Westheere. — Pferdeverluste. — Kampf bei Ostrowno. — Vor Witebsk. — Entschluß zum weiteren Vormarsch	26
4. Smolensk.	
Ereignisse beim rechten Flügelheere. — Erste Schlacht bei Polozk. — Jerome verläßt das Heer. — Von Orscha bis Smolensk. — Krasnoje. — Sturm auf Smolensk. — Das Schlachtfeld. — Walutina Gora. — Abmarsch auf Moskau	41
5. Borodino, die Schlacht auf der heiligen Heide.	
Kutusow. — Wahl des Schlachtfeldes. — Russische Eindrücke. — Heimweh. — Brände. — Die Entscheidungsschlacht allgemein ersehnt. — Kämpfe bei Schewardino. — Ein Ruhetag. — Kirchliche Feier im russischen Lager. — Das Bild des Königs von Rom. — Der Morgen von Borodino. — Kampf um die Bagrationschanzen. — Die Rajewskischanze. —	

	Seite
Das Ergebnis der Schlacht. — Die Untätigkeit der Garden und Napoleons Gründe dafür	53
6. Die Opferflammen von Moskau.	
Abzug der Russen aus Moskau. — Kostopshin. — Napoleon vor Moskau. — Der Einzug. — Die Stadt geht in Flammen auf. — Plünderung und Zuchtlosigkeit. — Napoleon verläßt den Kreml. — Anknüpfung von Verhandlungen. — Abschied von Moskau	76
7. Der russische Winter.	
Der russische Kriegsplan. — Gefecht bei Winkowo. — Der Moskauer Raub. Malo-Jaroslaweß. — Napoleon und der gefangene Fürst Winzingerode. — Marsch über das Schlachtfeld von Borobino. — Wiasma. — Eintritt der Kälte. — Vermummungen. — Pferdefleisch. — Leiden des Rück- zuges. — Kosakenschrecken. — Schicksal der Gefangenen. — Aus- schreitungen in Smolensk. — Die Verschwörung des Generals Malet. — Ihr Eindruck auf Napoleon	93
8. An den Fluten der Beresina.	
Lage Napoleons. — Zweite Schlacht bei Polozk. — Fahnenverlust und Fahnenrettung. — Das Victor'sche Corps. — Rückzugselend. — Neue Kämpfe bei Krasnoje. — Ney's Not und Rettung. — Orscha. — Die heilige Eskadron. — Tauwetter. — Lage an der Beresina. — Tschitschagow geht in die Falle. — Die Brücken. — Der Übergang. — Das Gedränge vor den Brücken. — Gefangennahme der Zurück- bleibenden	111
9. Des Heeres Auflösung.	
Die Opfer. — Nach Wilna. — Zunahme der Kälte. — Das 29. Bulletin. — Napoleon verläßt das Heer. — Mordanschläge. — Das Café Lichten- stein in Wilna. — Grausamkeit der Russen. — Vor der Höhe von Ponari. — Komno. — Gründe für das Scheitern des Feldzuges. — Napoleons Niedergang	131
10. Die Mühle von Poscherun.	
Die Feldzugsverluste. — Schwarzenbergs Neutralitätserklärung. — Das linke Flügelforps unter Macdonald. — Poniewisz. — Eßau. — Das Lager der Preußen bei St. Olay. — Eine Königsgeburtstagsfeier an der Düna. — Kämpfe der Preußen vor Riga. — Vorstoß der Russen auf Ruhental. — Vorpostendienst. — Zerwürfniß zwischen Macdonald und York. — Rückzug des Beobachtungscorps. — Verhandlungen. — Der Vertrag von Poscherun. — Yorks Brief an den König. — Massen-	

	Seite
bach führt seine Abteilung York zu. — Macdonald entläßt den Leutnant v. Korff. — Schluß	144

Anlage.

Verzeichniß der heute noch bestehenden deutschen Truppenteile, die am Feldzuge 1812 teilgenommen haben, mit Angabe ihrer damaligen Be- nennungen	163
--	-----

Kriegsrüstungen.

Mittsommer 1812!

Mittsommer, die Zeit der langen Tage und der kurzen hellen Nächte. Der Höhepunkt des Jahres — Sommer Sonnenwende!

Im Jahre 1812 haben diese Tage ihre besondere Bedeutung. An der Grenze des russischen Reiches startt es von Waffen. Napoleon, der Sohn des korsischen Advokaten Carlo Buonaparte, einst ein mittelloser Leutnant im französischen Artillerie-Regimente La Fère, jetzt allmächtiger Kaiser von Frankreich, König von Italien, Schirmherr der Schweiz und des Rheinbundes, hat nahezu ganz Europa gezwungen ihm Gefolgschaft zu leisten zum Kriege gegen Rußland. Schon seit Jahresfrist spricht man nur von Krieg. Die Gemüter sind ahnungsvoll beklommen in Erwartung der großen Dinge, die sich vorbereiten. Eine Stimmung, die noch durch die Erscheinung eines riesigen Kometen unterstützt wird, der in den heißen Sommermonaten von 1811 am Nachthimmel stand und nach altem Volksglauben Krieg ankündigt.

Nun stehen die Heere an der Grenze, bereit zum Einmarsch in Rußland. Seit Monaten wogten die Massen heran, durch die deutschen Länder hindurch gegen Sonnenaufgang. Nicht allein die gewaltige Macht, die Frankreich selbst stellt und die ihm damals einverleibten Länder, wie das ganze linke Rheinufer,

Holland, Oldenburg und die Hansestädte, sondern auch die Truppen jener Staaten, denen er seine Verwandten als Herrscher aufgezungen hatte, wie Italien, wo er seinen Stieffohn Eugen Beauharnais als Vizekönig eingesetzt hat, Neapel, dessen Krone der Gastwirtssohn aus La Bastide, Joachim Murat, Napoleons Schwager, trägt, und das heißumstrittene Spanien, das das Glück in Napoleons Bruder Joseph seinen Herrn und König zu sehen durchaus nicht erkennen will. Auch portugiesische Regimenter müssen den Marsch nach Rußlands Grenzen quer durch Europa antreten. Die „freie“ Schweiz bezahlt ihrem Schirmherrn den Blutzoll in Gestalt von Hilfstruppen. Ferner der gesamte Rheinbund, d. h. die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen, Westfalen (unter König Jerome, dem Bruder Napoleons), die Großherzogtümer Baden, Hessen, Würzburg, Frankfurt, Rheine-Berg, beide Mecklenburg, das Herzogtum Nassau, die Fürstentümer Hohenzollern und sämtliche norddeutschen Kleinstaaten. Ja, selbst Preußen und Oesterreich war keine andere Wahl geblieben, als sich mit Napoleon zu verbinden. Auch sie mußten Hilfstruppen stellen.

Eine große Abrechnung wollte Napoleon mit Rußland halten. Er, der siegreich in Wien, Berlin und Madrid eingezogen war, wollte nun auch Rußland zu Boden werfen und in der alten Krönungsstadt der Zaren, dem heiligen Moskau, dem Besiegten das Gesetz vorschreiben.

Wie war es möglich, daß ein Mann mit so wunderbarem Scharfblick den Übermut so weit treiben konnte, fast einen ganzen Weltteil unter die Waffen zu rufen um eines Wahubildes willen? War es wirklich allein der abenteuerliche Gedanke ein neues Weltreich zu gründen, wie Alexander der Große, war es nur ein Hirngespinnst, dem zuliebe er, wie doch auf alle Fälle vorauszu- sehen war, Tausende in den Tod trieb?

Gewiß hat Napoleon mit dem Gedanken eines Weltreiches gespielt und Menschenleben galten ihm wenig, wenn es ihm da-

rum zu tun war seine Pläne durchzusetzen. Sprach er doch im Frühjahr 1811 in Paris zu dem bayerischen General Wrede die Worte: „Noch drei Jahre, und ich bin Herr des Weltalls“. Sicherlich hat er aber den Feldzug 1812 doch nicht leichten Herzens unternommen. Graf Ségur erzählt, daß der Kaiser während der Rüstungen bisweilen aus seinen Gedanken heftig auffahrend ausgerufen habe, er sei für einen so entlegenen Krieg doch nicht genügend vorbereitet. Er brauche noch drei weitere Jahre dafür.

Freilich hatte Napoleon als junger General Bonaparte schon vierzehn Jahre früher — 1798 — jenen tollkühnen und wirklich abenteuerlichen Zug nach Agypten angetreten, der völlig unverständlich ist, wenn man nicht annimmt, daß er England, dem Erbfeinde Frankreichs, einen besonders empfindlichen Streich versetzen wollte, indem er dessen verwundbarste Stelle, die großen indischen Besitzungen, auf dem geradesten Wege über Agypten angriff. Daß der Angriff allerdings schon in Agypten selbst zum Stehen kam, lag in der Unterschätzung der Schwierigkeiten.

Schon ein Jahr vor dem ägyptischen Abenteuer, 1797, als nach dem Frieden von Campo Formio die Kraft der Festlandstaaten gebrochen schien, schrieb General Bonaparte an Talleyrand: „Unser wahrer Feind ist England. Wir müssen England vernichten. Gehen wir mit Eifer an die Vermehrung unserer Flotte und vernichten wir England.“

Aber England, als Inselreich, ist schwer zu fassen. Immer wieder kommt er auf den Plan einer Landung in England zurück. Aber ohne Unterstützung durch eine gewaltige Flotte ist an die Übersführung des Heeres über den Meeresarm, den sogen. Armellkanal, nicht zu denken. Bereits schmückt die Kaiserkrone sein Haupt, da meint er endlich das Spiel in den Händen zu haben. Im Jahre 1805 glaubt er die Landung an der englischen Küste wagen zu dürfen, nachdem er die spanische Flotte zur Vereinigung mit der französischen gezwungen und Hollands und Genuas Seemacht in seinen Dienst gestellt hat, als ihn vom Lager

von Boulogne aus der eben ausbrechende Krieg mit Oesterreich auf einen anderen Schauplatz ruft, zu neuen Siegen. In den Reich der Siegesfreude — Napoleon hat eben bei Ulm ein österreichisches Heer unter Mack zur Waffenstreckung gezwungen — fällt ein gar bitterer Tropfen. Mit einem Schlage sind alle seine kriegerischen Maßnahmen gegen England vernichtet — endgültig vernichtet. In der Seeschlacht bei Trafalgar am 21. Oktober 1805 hat der englische Admiral Nelson die vereinigte französischspanische Flotte so vernichtend geschlagen, daß Napoleon für die ganze Folgezeit mit seinen Waffen auf das Festland beschränkt bleibt. Eine Landung französischer Truppen hatte England nicht weiter zu fürchten.

Um diesen Staat, dem er mit Waffengewalt nichts anhaben konnte, in anderer Weise zu treffen und dessen Vorherrschaft zu brechen, suchte er den Handel, die Hauptquelle des Reichthums und der Macht des Inselreiches, lahm zu legen. Von Berlin aus, wo er als Sieger eingezogen war, erließ Napoleon am 21. November 1806 die Verordnungen über die sogen. *Continentalsperre*. England wurde in Blockadezustand erklärt, alle englischen Güter mit Beschlag belegt, die englischen Untertanen, deren man habhaft werden konnte, gefangen gesetzt und alle Schiffe, die englische Häfen angelaufen hatten, von allen Häfen des Festlandes ansperret. Die nächste Folge war natürlich, daß alle Kolonialwaren, z. B. Kaffee, Tee, Zucker *) usw. derart im Preise stiegen, daß sie bald unerforschlich wurden. Jedenfalls griffen die Maßregeln nicht nur tief in alles Geschäfts-

*) Man kannte damals im allgemeinen nur den aus Zuckerrohr hergestellten Zucker. Allerdings war bereits die Gewinnung des Zuckers aus Runkelrüben erfunden, aber weder allgemein bekannt, noch in größeren Kreisen verbreitet. Der Chemiker F. C. Achard hatte, nachdem sich eine Kommission in einem dem Könige Friedrich Wilhelm III. im April 1801 eingereichten Gutachten befürwortend ausgesprochen hatte, in Cunern in Schlesien die erste Runkelrübenzuckerfabrik angelegt. Die Continentalsperre hat auf die Verbreitung der Erfindung entschieden fördernd gewirkt.

leben, sondern auch selbst in das häusliche Dasein und die bisherige Lebensführung ein. Im Frieden von Tilsit, der den Krieg von 1806/7 beendete, mußten sich Rußland und Preußen ebenfalls zur Verhängung der Kontinental Sperre bequemen. Mit Ausnahme der Türkei war sie bereits 1808 auf alle Küsten des europäischen Festlandes ausgedehnt. Soweit hatte Napoleon seinen Willen durchgesetzt.

Tatsächlich war der Schaden, der England erwuchs, unberechenbar. In den Jahren 1810 und 1811 sollen sich durchschnittlich im Monat 250 Handelshäuser bankrott erklärt haben. Zu dem Stocken von Handel und Wandel kamen in den beiden eben genannten Jahren Mißernten. England war ohnehin schon auf die Zufuhr von Getreide vom Festlande her angewiesen. Nun fehlte nicht viel daran, daß eine Hungerznot ausbrach. Konnte Napoleon die Sperre weiter in vollem Umfange aufrecht erhalten, so mußte das stolze England zu Kreuze kriechen.

Da wurde Napoleon von Rußland ein Strich durch die Rechnung gemacht. Lediglich Ackerbaustaat, bezog Rußland alle Erzeugnisse des Gewerbefleißes vom Auslande und bezahlte sie mit Bodenerzeugnissen. Der Hauptkunde war bisher England. Nun aber versankte das russische Holz in den Häfen, das Getreide verkaufte in den Speichern. Kurz und gut, Rußland stand um die Wende von 1810 zu 1811 ebenfalls vor dem Bankrott. Es wurde aus reinem Selbstunterhaltungstrieb gezwungen die Kontinental Sperre aufzuheben, was Napoleon nicht dulden konnte, wenn anders er nicht seinen handelspolitischen Plan scheitern sehen wollte. Damit war der eigentliche Grund zum Kriege gegeben.

Allerdings schien sich nach dem Tilsiter Frieden 1807 eine persönliche Freundschaft zwischen Napoleon und Kaiser Alexander angebahnt zu haben, namentlich seit der Erfurter Fürstenversammlung, dem sogenannten Kongreß zu Erfurt, wo Alexander, geschmeichelt mit dem großen Manne das Schiedsrichteramt über

Europa zu teilen, offen den Bewunderer Napoleons spielte, während dieser sich in Aufmerksamkeiten gegen seinen kaiserlichen Gast erschöpfte. Bald kühlte sich aber das Verhältnis ab. Napoleons Bewerbung um die Hand einer russischen Großfürstin fand eine so kalte Aufnahme, daß sie einer Abweisung auf ein Haar ähnlich sah. Andererseits mußte in Rußland die Besitzergreifung von Oldenburg durch Frankreich bei der nahen Verwandtschaft des entthronten oldenburgischen Herrscherhauses mit dem russischen überaus kränkend empfunden werden. Weiter bildete das zukünftige Schicksal Polens, dem Napoleon Hoffnungen auf Selbstständigkeit gemacht hatte, einen weiteren Stein des Anstoßes. Ausschlaggebend war aber schließlich doch die handelspolitische Seite. Der Krieg, der lange gedroht hatte, war nicht zu umgehen. Die Verhältnisse erwiesen sich gewaltiger, als der Mann, der Europa die Gesetze vorschrieb. Wollte er nicht den ganzen folgerichtigen Aufbau seiner Politik wie ein Kartenhaus zusammenbrechen sehen, so mußte er zum Schwerte greifen. Ihn zwang die eiserne Notwendigkeit. Sobald er sah, daß der Krieg unvermeidlich war, traf er mit gewohnter Tatkraft sofort die nötigen Maßregeln. Die seinem Machtkreise unterstehenden Staaten verwandelten sich in Heerlager. Als Organisator war Napoleon ja Meister. Vor allem studierte er bei Zeiten den zukünftigen Kriegsschauplatz. Auf das Eingehendste ließ er sich über die russischen Verhältnisse unterrichten, über Land und Leute, Verkehrsmittel, Straßen, Bodenbeschaffenheit, Klima, Dauer des Sommers usw. Der wichtigen Frage der Ernährung der Heere widmete er als erfahrener Truppenführer besondere Aufmerksamkeit. Bis zu den Revolutionskriegen, also vor 1789, hatte man im Felde von fogen. Magazinverpflegung gelebt. So übte noch in den Kriegen Friedrichs des Großen die Anlage der Magazine und das Vorschieben der Feldbäckereien einen ganz bedeutenden Einfluß auf die kriegerischen Schachzüge aus. Immer mußte damit gerechnet werden, daß das Heer auf eine bestimmte

Anzahl von Tagen mit Lebensmitteln versehen war, wenn Magazine und Feldbäckereien verlegt wurden. Die wilde Art der Kriegsführung und der Mangel an Sachkenntnis, die nun eben einmal zu einem geordneten Verpflegungswesen gehört, führten neben anderen Ursachen die französischen Massenaufgebote der Revolution zum sogen. Requisitionssystem, das einfach darin bestand, sich von dem Lande, in dem man sich befand, ernähren zu lassen, indem man sich die nötigen Unterhaltsmittel eben aneignete. Napoleon sah ein, daß in einem verhältnismäßig so spärlich angebauten Lande diese Verpflegungsart versagen mußte. Er griff also auf die Magazinverpflegung zurück. Aber so leicht war die neue Maschinerie nicht in Gang zu bringen. Die vorhandenen Verpflegungsbeamten waren eine unsagbar verkommene Gesellschaft. Das wild entfesselte Treiben der Revolutionsjahre und die ununterbrochenen Kriege des Kaiserreichs hatten unter dem Titel Kriegskommissare oder Ordonnateure ein fürchtbares Gefindel hochkommen lassen, das nur in den eigenen Beutel wirtschaftete, die vom Kriege heimgesuchten Länder ausfog, Bettzeug, Tafelsilber, Pferde usw. stahl und außerdem noch den Staat selbst betrog. Napoleon selbst hat einmal gesagt, es würde wohl keine Ordnung werden, wenn er nicht eine ganze Anzahl von den Kerlen erschießen ließe. Schließlich aber war er machtlos, denn ein Geschlecht pflichtgetreuer Beamten läßt sich nicht aus dem Boden stampfen.

Jedenfalls sorgte Napoleon vor. Es wurden ungeheure Ochsenherden angekauft, die zunächst als Zugtiere für die Mehl- und Reiszuhren nach den Magazinen, später aber als Schlachtvieh dienen sollten. Die Wagen, die für diese Zwecke gebaut wurden, waren verschieden; große und schwere, voitures à Marlborough, und kleinere, à la Comtoise, oder wie das Volk, das in Deutschland die endlosen Züge anstaunte, die unverständliche Bezeichnung dem Klange nach andeutend, sie nannte, „Kometen“. Dazu kamen natürlich die umfangreichsten Aufkäufe von Pferden,

nicht allein für die Reiterei und Artillerie, sondern auch zum Vorspann für Brückengerät, Schießbedarf, Feldschmieden, Arzneifarren, Lazarett Einrichtungen, Akten- und Kassenwagen usw. Ja, es wird berichtet, daß dem Heere große Wagenzüge, beladen mit Küchengeräten, Glascheiben und Sämereien folgten. Ein Zeichen, daß man sich häuslich einzurichten gedachte. Rüstig schritten die Aushebungen vor. Die Begeisterung freilich war nicht bedeutend. Die Menschenopfer, die Napoleon verlangte, waren zu groß, zu dauernd. Seit seiner Krönung am 2. Dezember 1804 war kein Jahr verflossen, in dem das französische Volk und seine Verbündeten nicht für ihn geblutet hätte — 1805 Krieg gegen Oesterreich und Rußland, 1806/7 gegen Preußen und Rußland, von 1808 an ununterbrochen gegen Spanien, dazu noch 1809 gegen Oesterreich. Frankreich war trotz der schönen Worte, mit denen die immer neuen Forderungen an Menschenleben verbrämt wurden, kriegsmüde. Das beweist schon die ungeheure Anzahl der sogen. Refrakteurs, d. h. der Leute, die sich der Dienstpflicht zu entziehen suchten, obwohl die härtesten Strafen gegen sie, und falls man ihrer nicht habhaft werden konnte, gegen ihre Eltern oder Vormünder verhängt wurden. Es kam soweit, daß ganze Militärkommandos zur Jagd auf die Refrakteurs aufgeboden wurden. Im Frühjahr 1811 soll die Zahl der unsicheren Heerespflichtigen 60 000 Mann überschritten haben. Loskauf oder Stellvertretung war allerdings gestattet, indessen stiegen bei dem ungeheuren Menschenbedarf die Preise für einen Stellvertreter so hoch, daß nur die reichsten Leute den Loskauf ermöglichen konnten. Überdies wurden die Vorschriften für die Dienstpflicht fortwährend verschärft, so daß schließlich junge Leute, die sich schon ein oder zweimal losgekauft hatten, trotzdem noch zum Dienst ausgehoben wurden. Stand der Mann aber erst einmal in Reih und Glied, so sorgte schon der Geist der Truppe dafür, daß mit dem Soldatenrock auch der Soldatengeist einkehrte. Wie sollten sonst auch die ungeheuren Erfolge der napoleonischen Heere erklärt

werden, und wie herrlich haben sich, nebenbei bemerkt, die jungen Rekruten, fast noch Kinder, im Jahre 1813 bei Groß-Görschen geschlagen. Über alles Lob erhaben war der Stamm der Unter-



Durchzug von Truppen der Großen Armee durch eine deutsche Stadt.

offiziere, die den jungen Soldaten den Halt gaben. Was mußte es auf die Rekruten für einen Eindruck machen, wenn die Graubärte ihnen abends am Lagerfeuer erzählten von der Pyramiden-schlacht, von der Belagerung von St. Jean d'Acree, vom Marsch

über die Schneegipfel des großen St. Bernhardberges, von der Schlacht bei Marengo, von Ulm und der Dreikaiserischlacht bei Austerlitz, von Jena und Auerstädt, von Eylau und Friedland, vom kühnen Ritt von Somosierra, von Aspern und Wagram, — wenn sie erzählten vom kleinen Korporal und großen Kaiser und seinen Kampfgenossen, die einst als gemeine Soldaten die Flinte losgebrannt und das Pferd gestriegelt hatten, und heute den Marschallstab von Frankreich trugen.

Im Offizierkorps herrschte im allgemeinen ein vorzüglicher Geist. Freilich sehnten sich die älteren Offiziere schon bedenklich nach Ruhe. Namentlich in den Reihen der Generale sang man an recht kriegsmüde zu werden. Der Kaiser hatte sie, um sie bei Laune zu erhalten, mit Reichthum und Landgütern beschenkt; aber was nützte das, wenn man nicht zu Ruhe und Genuß kam, sondern stets zu Felde lag und vom Armelkanal an die Donau, von der Donau an den Tajo, vom Tajo an die Weichsel geworfen wurde. Der Kaiser kannte diese Stimmung wohl, aber er wußte seine Leute immer wieder an der Ehre zu packen. Viele der Offiziere haben auch tiefer geblickt. Klingt es doch geradezu prophetisch, wenn der 60 jährige Oberst Abeille vom 2. Karabinier-Regiment bei seinem Abschied aus Kleve 1812 zu seinen Wirtshausleuten äußert: „L'Ambition insatiable de l'empereur nous ecrasera tous. Nous n'en revenons pas“ („Der unersättliche Ehrgeiz des Kaisers wird uns alle vernichten. Wir werden von dort*) nicht wiederkommen“). Sehr ungleich war der Geist in den Heeren, die Napoleon Gefolgschaft leisteten. Begeisterung für den Zug nach Rußland scheint nirgends geherrscht zu haben, wenn man von dem Großherzogtum Warschau absieht, wo man auf eine Wiederherstellung Polens hoffte. Fast überall war die Stimmung eine gedrückte. Aber ein geradezu tiefer Schmerz besaß das preussische Heer. Hatte doch Preußen zu schwer unter dem Hohn und Übermut der Sieger zu leiden gehabt und

*) Von Rußland.

noch zu leiden. Ausgeraubt und ausgeplündert, sollte es nun auch das Blut der Landesfinder hergeben. Doch mußte jeder Preuße, daß der König ungesähr die Hälfte seines Heeres nur stellte, um Preußens Selbständigkeit zu retten. Wäre Napoleon die Gefolgschaft verweigert worden, so war es um diesen Staat geschehen. Der Soldat muß die Zähne zusammenbeißen und gehorchen, getreu seinem Fahneneide. Darum dürfen auch heute alle jenen deutschen Truppenteile, deren Vorfahren damals mitziehen mußten, mit dem Stolze, den das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gibt, auf ihre Kriegstaten von 1812 zurückschauen.*)

Österreich war ja seit 1810 durch die Heirat Napoleons mit Marie Louise, der Tochter des Kaisers Franz, an Frankreich gekettet. Aber auch nach weiteren Verbündeten hielt Napoleon Ausschau. Dänemarks durfte er sicher sein; hatte doch die Wegnahme der dänischen Flotte und die Beschießung von Kopenhagen durch die Engländer die Dänen in Frankreichs Arme getrieben. Bei dem Liebeswerben um Schweden von seiten Napoleons und des russischen Kaisers Alexander, siegte letzterer dadurch, daß er Schweden Aussicht auf die Vereinigung mit dem damals zu Dänemark gehörigen Norwegen machte, während Napoleon Schweden die Wiedergewinnung Finnlands versprach. Indem er aber gleichzeitig, um den Verhandlungen Nachdruck zu verleihen und zugleich die Kontinental Sperre strenger durchzuführen, in gewohnter rücksichtsloser Weise Schwedisch-Pommern besetzte, kränkte er Schweden derart, daß es das Bündnis mit Rußland schon am 5. April 1812 unterzeichnen ließ. Am 1. Mai schloß Schweden auch mit England Frieden, das ja der natürliche Bundesgenosse Rußlands gegen Napoleon war. Wenn auch vielleicht die schwedischen Hilfskräfte nicht so schwer ins Gewicht gefallen wären, so brauchte doch Rußland nun kein

*) Vergl. Anlage: Verzeichnis der heute bestehenden Truppenteile, die am Feldzuge von 1812 teilgenommen haben, mit Angabe ihrer damaligen Benennungen.

Heer gegen Schweden aufzustellen und so seine Kräfte nicht zu verzetteln.

Der Umstand, daß die Türkei gerade wieder einmal mit Rußland im Kriege lag, war natürlich Napoleon sehr willkommen, weil ein Teil der russischen Streitkräfte dadurch abgelenkt wurde. Zur höchst unangenehmen Überraschung für Napoleon schlossen die beiden Staaten aber plötzlich zu Bukarest am 28. Mai Frieden. Die Friedensbedingungen, die Rußland der Türkei angeboten hatte, waren außerordentlich günstige gewesen; auf der andern Seite hatte die Maßlosigkeit der Forderungen Napoleons an Hilfskräften, die der Sultan in der Höhe von 100 000 Mann nicht aufzustellen vermochte, wie Englands Drohungen, Konstantinopel zu beschießen, den raschen Abschluß der Verhandlungen herbeigeführt. England hatte ja überall seine Hände im Spiele, wo es galt Napoleon einen Schlag zu versetzen.

Das Zusammentreffen dieser beiden diplomatischen Niederlagen war um so unangenehmer, weil nun Rußland beide Hände zur Abwehr des französischen Angriffs frei hatte.

Noch ein Umstand kam Napoleon sehr ungelegen. Seit 1808 war auf der Pyrenäenhalbinsel ein Volkstrieg der grauenvollsten Art entflammt. Napoleon hatte die unerquidlichen Verhältnisse in der spanischen Königsfamilie zum Vorwande einer Einnischung genommen und die Familie auf französischen Boden gelockt. Dort hielt er sie seitdem in Gewahrsam. Ein Schurkenstreich gewöhnlichster Art, den selbst begeisterte Napoleonschwärmer nicht beschönigen können. Der Allgewaltige hatte seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron gesetzt, gegen den nun das Land sich in heller Empörung erhoben hatte. Wohl siegten die französischen Heere in der Feldschlacht, aber Patrouillen, kleinere Marschfäulen, Boten, Wachtposten, Lazarette wurden allenthalben hinterrücks niedergemetzelt, so daß die Heere furchtbar litten. Seitdem aber England ein Hilfsheer geschickt hatte, blieben auch die Erfolge im Felde nicht mehr unbestritten. Truppe auf Truppe

verblutete. Auch die Rheinbundregimenter, Badener, Hessen, Nassauer, Frankfurter usw. brachten entsetzliche Opfer. Stets wurde des furchtbaren Menschenverbrauches wegen neuer Nachschub nötig. So lange Napoleon Krieg gegen Kaiser- und Königreiche geführt hatte, war er, in raschen Schlägen siegend, stets Meister geblieben. Zum ersten Male stand er dem Volkskriege gegenüber und konnte nicht zum Ziele kommen. Sicher hat er gehofft mit Spanien fertig zu werden, ehe die bestehende Entfremdung gegenüber Rußland sich zum Kriege zuspitzte. Nun war der russische Krieg vor der Thür, und in Spanien kein Fortschritt zu spüren. Noch immer verschlang dort der unselige Volkskrieg die besten Kerntuppen. So stand in den Junitagen 1812 doch nicht alles so, wie Napoleon es vorher erhofft hatte.

Die Heere und ihr Aufmarsch.

Am 25. April waren die letzten Erklärungen zwischen Frankreich und Rußland ausgetauscht worden. Der Krieg war da. Napoleon verließ seinen Sitz St. Cloud bei Paris am 9. Mai und kam am 16. Mai in Dresden an, begleitet von seiner Gemahlin und einem glänzenden Hofstaate. Hier gab es wieder einmal große, glanzvolle Fürstentage. Kaiser Franz von Oesterreich war gekommen um seinen kaiserlichen Schwiegerohn und seine Tochter zu begrüßen. Auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen war erschienen, schweren Herzens. Bei der ersten Zusammenkunft rührte Napoleon durch die taktlose und unnütze Frage: „Sie sind Witwer?“ all den tiefen Schmerz von neuem auf, den der König um seine vor nahezu zwei Jahren heimgegangene unvergeßliche Gemahlin Luise in seiner Brust verschlossen hielt. Von Dresden aus erging der Befehl zur Beschleunigung der Märsche an die Grenze. Dann eilte Napoleon nach Thorn und Danzig, das er rasch noch als zu Frankreich gehörig erklärte und ging über Königsberg, Insterburg und Gumbinnen nach Wilkowißki, wo er am 21. Juni eintraf.

Seine Streitmacht, ein Heer, wie es die Welt seit den Tagen des Perserkönigs Xerxes nicht mehr gesehen hatte, lag in der zweiten Junihälfte in einem weiten Bogen von der Ostsee bis

in das Herz von Galizien auf einem riesigen Kanne verteilt. Die Gesamtmasse der Streitkräfte wird sehr verschieden eingeschätzt. Was zunächst zum Einmarsch in Rußland zur Verfügung stand, berechnet man auf rund 450 000 Mann mit 1146 Geschützen. Mit den Nachschüben soll die Zahl 600 000 Mann überschritten haben.



Napoleon und sein Stab.

Die Gesamtmacht war in 13 Korps, aus allen Waffen gemischt, eingeteilt, dazu kamen noch 4 besondere Reserve-Kavalleriekorps.

Die Verteilung war folgende:

Von Norden angefangen, stand zunächst als äußerster linker Flügel das

X. Armeekorps unter Marschall Macdonald, Herzog von Treviso. Es bestand aus der 7. Infanterie-

Division, die aus 3 polnischen, 1 bayerischen und 1 westfälischen Infanterie-Regiment zusammengesetzt war, und dem königlich preußischen Hilfskorps.

Wir müssen bei diesem, das uns ja im besondern angeht, einen Augenblick verweilen. Der König von Preußen hatte, wie schon erwähnt, nahezu die Hälfte der gesamten Macht, die Napoleon ihm, dem demütigenden Tilsiter Frieden zufolge, zu halten verstattet hatte, hergeben müssen. Das preußische Heer, gegen früher ja nur unbedeutend, hatte sich in einer ungeahnten Weise verjüngt. Die allgemeine Wehrpflicht war eingeführt, das Werbewesen dafür ganz abgeschafft, das Offizierkorps auserlesen und von unberufenen und ungeeigneten Persönlichkeiten befreit. Die Stockprügel waren abgeschafft und neue Kriegsartikel eingeführt worden, die das Ehrgefühl statt der Furcht vor Schlägen zur Grundlage nahmen. Pöps und Hut waren weggefallen, und mit dem neuen Ehrenkleide war ein neuer Geist eingezogen.

Das Hilfskorps wurde in der Weise ausgebracht, daß durch Abgabe je zweier Regimenter immer ein sogen. „kombiniertes Regiment“ zusammengestellt und auf Kriegsfuß gesetzt wurde.*) Die preußischen Regimenter sollten als Hilfskorps beisammen bleiben. Dieses Korps bestand nun aus 3 Infanterie- und 2 Kavallerie-Brigaden. Es mag nun hier gleich erwähnt werden, daß Napoleon dem Vertrage zuwider ohne weiteres zwei Reiterregimenter, da es ihm besonders auf Reiterei ankam, von dem Korps trennte und zu der von ihm persönlich geführten „großen Armee“ nahm. So kam es, daß diese Truppen, das kombinierte Husaren-Regiment Nr. 2 (heute Zieten- und Blücher-Husaren) und kombinierte Ulanen-Regiment (heute Ulanen 2 und 3) den Zug nach Moskau mitmachen mußten, statt mit den übrigen preußischen Truppen in Kurland einzurücken, wie vorausgreifend bemerkt sein mag. Das Schicksal der beiden erwähnten Regimen-

*) Vergl. die Anlage.

ter teilte übrigens auch die 5. und 7. Kompanie der Preussischen Artillerie-Brigade. Wieder einmal eines der unzähligen Beispiele, wie sich Napoleon über jeden Vertrag hinwegsetzte. Es war eben bei ihm eine reine Macht- und Nützlichkeitsfrage, in wie weit er Treu und Glauben gelten lassen wollte.

Auf Napoleons Wunsch — man kann ahnen, was ein solcher Wunsch zu bedeuten hat — war General von Grawert zum Führer des preussischen Hilfskorps ernannt worden, ein schwacher Mann, der als franzosenfreundlich galt. Der König hatte ihm als zweiten Befehlshaber einen Mann, der Rückgrat besaß, zur Seite gestellt, den General von York. Er mußte nach kurzer Zeit den Oberbefehl übernehmen, da General Grawert erkrankte. In der Wahl Yorks hatte der König einen außerordentlichen Scharfblick bewiesen. Der alte York war eine Kernnatur. Nach oben hin freilich stets brummig, nur widerwillig gehorchend, die ihm gewordenen Befehle herb kritisierend, gegen die Untergebenen streng, aber gerecht, stets für sie eintretend und ihre Interessen wahrnehmend, vor dem Feinde über jedes Lob erhaben. Hatte der alte Speggrimm einmal angebissen, dann ließ er gewiß nicht locker. Marshall Macdonald, einer der wenigen wirklich vornehm denkenden Männer unter den Generalen Napoleons, hatte einen schweren Stand mit ihm, ließ es aber an Takt und Zukommenheit nicht fehlen. So hoffte er am besten mit den Preußen fertig zu werden, die ihm ja doch, wie er wissen mußte, nur mit Ingrimms im Herzen gehorchten.

Dem X. Korps schloß sich dann zunächst auf der Linie zwischen Königsberg und Goldapp das Hauptheer an, 4 Armeekorps und 2 Reserve-Kavalleriekorps stark, unter dem persönlichen Befehle Napoleons. Es umfaßte folgende Korps:

Korps der kaiserlichen Garde unter Marshall Desobvre, Herzog von Danzig, in der Stärke von 54 Bataillonen und 35 Eskadronen. Zu diesem auserlesenen Korps gehörte auch eine Division unter dem Prinzen Emil von

Hessen-Darmstadt, die aus dem Bataillon Neufchatel,*) 3 hessischen Infanterie-Regimentern und einem Regiment portugiesischer Jäger zu Pferde bestand. Ein Beispiel, wie bunt Napoleon die Truppen durcheinander würfelte.

Es folgten dann das

I. Korps, Marschall Davout, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eggmühl. 88 Bataillone, 16 Eskadronen. Es bestand aus der 1. bis einschließlich 5. Infanterie- und 1. Kavallerie-Division (1. und 2. leichte Kavallerie-Brigade). An ausländischen Truppen waren dabei 3 Mecklenburgische Bataillone und 2 Bataillone Spanier vom Regiment Joseph Napoleon. Diesem Regimente schien Napoleon besonders zu mißtrauen, denn die anderen beiden Bataillone des gleichen Regiments werden wir im IV. Korps eingeteilt finden.

II. Korps, Marschall Dudinot, Herzog von Reggio. 51 Bataillone, 20 Eskadronen. 6., 8. und 9. Infanterie-Division. Letztere bestand fast ganz aus Ausländern: 3. provisorisches Kroatens-Regiment und 4 Schweizer-Regimenter. An Reiterei finden wir dabei die 5. und 6. leichte Kavallerie-Brigade.

III. Korps, Marschall Ney, Herzog von Eichingen. 60 Bataillone, 56 Eskadronen. 10. und 11. Infanterie-Division, bei der sich ein illyrisches und 2 portugiesische Regimenter befanden. Ferner die 25. Division, die württembergische unter dem Befehl des Kronprinzen von Württemberg (14 Bataillone) und die polnische, sogen. Weichsel-Legion (12 Bataillone). An Reiterei zählte das Korps 3 Kavallerie-Brigaden (9. leichte, eine Dragoner-Brigade und die 14. leichte, die aus 3 württembergischen reitenden Jäger-Regimentern bestand).

I. Reserve-Kavallerie-Korps, Graf Mansfouly. 60 Eskadronen. 1. leichte Kavallerie-Division (3., 4.

*) Neufchatel (Neuenburg) in der Schweiz hatte Napoleon seinem Major-General Berthier als Herzogtum geschenkt. Das Bataillon war seiner Uniformfarbe wegen berühmt, die als krebsbutterfarben bezeichnet wird.

und 15. leichte Brigade). Dabei das preußische kombinierte Husaren-Regiment Nr. 2 und 2 polnische Ulanen-Regimenter. 1. und 2. Kürassier-Division.

II. Reserve-Kavallerie-Korps, Montbrun. 60 Eskadronen, 2. leichte Kavallerie-Division (7., 8. und 16. leichte Brigade). Hierbei stand das kombinierte preußische Ulanen-Regiment, 1 polnisches Husaren- und 1 württembergisches reitendes Jäger-Regiment.

Etwas weiter zurück um Raftenburg, wo der Oberbefehlshaber dieses Heeres, Eugen, der Vizekönig von Italien, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, lagen 2 Korps und 1 Reserve-Kavallerie-Korps.

VI. Korps, Graf Gouvion St. Cyr. 28 Bataillone, 16 Eskadronen. Ganz und gar aus bayerischen Truppen gebildet. 19. und 20. Infanterie-Division unter den Generalen Deroß und Brede, 21. und 22. leichte Kavallerie-Brigade (4 Chevaulegers-Regimenter).

IV. Korps, Vizekönig Eugen. 57 Bataillone, 24 Eskadronen. Zunächst die italienischen Gardien (5 Bataillone, 8 Eskadrons), dann die 13. Infanterie-Division, dabei 1 Kroaten-Regiment, die 14. Division, in der auch 2 Bataillone vom spanischen Regiment Joseph Napoleon standen, und die 15. italienische Division. An Kavallerie die 12. und die 13. italienische leichte Kavallerie-Brigade.

III. Reserve-Kavallerie-Korps, Graf Grouchy. 60 Eskadronen. Bestand aus 3 Kavallerie-Divisionen: 3. leichte Division (10., 11. leichte Brigade und die 17. aus 2 bayerischen und einem sächsischen Chevaulegers-Regiment bestehend), 3. Kürassier-Division und 6. schwere (Dragoner-) Division.

Um Warschau herum stand ein Heer unter dem Bruder Napoleons, Jerome, dem Könige von Westfalen. Es umfaßte 3 Korps und 1 Reserve-Kavallerie-Korps.

V. Korps, Fürst Poniatowski. 44 Bataillone, 20 Eskadronen. Gänzlich aus polnischen Truppen gebildet. 16., 17., 18. Infanterie-Division und 18., 19. und 20. leichte Kavallerie-Brigade.

VIII. Korps, Graf Vandamme. 16 Bataillone, 12 Eskadronen. Die 24. Infanterie-Division und 24. leichte Kavallerie-Brigade, ganz aus Westfalen bestehend.

VII. Korps, Graf Rehnier. 18 Bataillone, 16 Eskadronen. Setzte sich zusammen aus der 21. und 22. Infanterie-Division, alles Sachsen, der 23. leichten Kavallerie-Brigade, ebenfalls Sachsen, ferner aus der 32. Division, der berückichtigten des General Durutte, die aus Strafregimentern von unsicheren Heerespflichtigen sich zusammensetzte, der aber auch ein württembergisches Infanterie-Regiment beigegeben war.

IV. Reserve-Kavallerie-Korps, Graf Latour Maubourg. 44 Eskadronen. 4. leichte Kavallerie-Division (28. und 29. polnische leichte Brigade), 7. schwere Kavallerie-Division, dessen 1. Brigade aus den beiden sächsischen und einem polnischen Kürassier-Regiment bestand, während sich die 2. Brigade aus den beiden westfälischen Kürassier-Regimentern zusammensetzte.

Endlich schloß sich auf dem rechten Flügel der Aufstellung, um Lublin herum, das

Österreichische Hilfskorps, Fürst Schwarzenberg an. 27 Bataillone, 54 Eskadronen, 3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division.

In der Mitte der ganzen Stellung, weit zurück, mit dem Hauptquartier Berlin, lag das

XI. Reservekorps, Marschall Augereau, Herzog von Castiglione. Es bestand aus 30 Bataillonen in 2 Divisionen. Hierbei befanden sich das Regiment des Großherzogs von Frankfurt, das 4. Rheinbund-Regiment der Herzöge von

Sachsen, das 5. Rheinbund-Regiment Lippe und Anhalt, das 6. Rheinbund-Regiment Schwarzburg, Waldeck, Reuß und das sächsische Regiment Prinz Max.

Der Übersichtlichkeit wegen müssen wir hier noch des IX. Korps gedenken, das freilich erst bedeutend später in Wirksamkeit trat.

IX. K o r p s , M a r s c h a l l V i c t o r , Herzog von Belluno. 54 Bataillone, 16 Eskadronen. Es bestand aus der 22. und 26. Infanterie-Division. Letztere setzte sich aus 4 bergischen, 4 badischen Regimentern und 1 badischen leichten Bataillon zusammen. Ferner der 28. Infanterie-Division, die aus 3 polnischen, 2 sächsischen und 1 hessen-darmstädtischen Regimente gebildet war. An Reiterei war dem Korps die 30. leichte Kavallerie-Brigade — bergisches Mänen-Regiment und hessen-darmstädtisches Garde-Chevaulegers-Regiment und die 31. leichte Kavallerie-Brigade — 1 sächsisches Chevaulegers-Regiment und das badische Husaren-Regiment — zugeteilt.

Sehen wir nun, was Rußland gegenüberzustellen hatte. Hier war angesichts der nahen Gefahr das Möglichste geschehen. Nach französischem Vorbilde waren 8 große Infanterie-Korps mit der nötigen Beigabe an Reiterei und Geschütz gebildet worden, außerdem 4 Reserve-Kavallerie- und 2 Kosaken-Korps. Eine wichtige Stütze fand die Wehrkraft in dem Erwachen des Volksgesistes. Der geheiligte Boden des Moskowiterreiches schien bedroht. In engem Zusammenhange stand das Aufklammen des religiösen Eifers, der die griechisch-orthodoxe Kirche in Gefahr sah. Ging doch die Sage, Napoleon habe in Agypten den christlichen Glauben abgeschworen und sich zum Muhamedanismus bekannt. Man muß dabei die Stimmung des russischen Volkes in Anschlag bringen, die in der muhamedanischen Türkei das Hindernis sah, das griechische Kreuz in Konstantinopel aufzupflanzen und dort den Zaren als Herrn eines erneuerten oströmisch-

bhantinischen Reiches einzusetzen. Das russische Volk in seiner kindlichen Anhänglichkeit war leicht zu leiten. Die Lehren der französischen Revolution von Menschenrechten, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren hier noch nicht eingedrungen. Es herrschten noch patriarchalische Verhältnisse. Nun wurde das Volk in Masse als Landwehr (Opoltschenie) aufgeboden und zahlreiche Truppenkörper aus Privatmitteln ins Feld gestellt. So errichtete ein verabschiedeter Leutnant v. Nirod auf eigene Kosten in den Ostseeprovinzen ein adliges Freiwilligen-Schützenkorps zu Pferde, der Graf Soltikow im Gouvernement Moskau eine Husareneskadron, Graf Dimitri-Mamonow ein 5 Sotnien starkes Kosakenregiment, der Gutsbesitzer Skarschinski im Gouvernement Cherson eine Eskadron usw. Es war ein schöner Wett-eifer. Die freiwilligen Gaben für die Armee flossen reichlich.

Die verfügbaren Streitkräfte, die aus dem Innern des Reiches an die Westgrenze geworfen worden waren, waren folgendermaßen eingeteilt:

I. West-Armee, Generalleutnant Barclay de Tolly, 150 Bataillone, 136 Eskadronen. Sie umfaßte das I. Infanterie-Korps, Graf Wittgenstein, II. Infanterie-Korps, Generalleutnant Baggohoffmudt, III. Infanterie-Korps, Generalleutnant Tutschkow, IV. Infanterie-Korps, Graf Schuwalow, V. Infanterie-Korps, Großfürst Konstantin, VI. Infanterie-Korps, General Dochturow. I. Reserve-Kavallerie-Korps, Generalleutnant Uwarow, II. Reserve-Kavallerie-Korps, Baron von Korff, III. Reserve-Kavallerie-Korps, Graf Pahlen, Vorhut (14 Kosakenregimenter), Hetman Platon.

Davon lag das I. Infanterie-Korps zwischen Rossieny und Reidanty dem X. französischen Korps (Macdonald) gegenüber, das II., III. und IV. stand der Hauptarmee unter Napoleon und dem Heere des Bizekönig Eugen entgegen. Das V. Korps sollte bei Swenzjani als Rückhalt dienen, das VI. bei Lida sich sowohl

gegen den Bizerkönig wie gegen den König von Westfalen wenden können. Diesen Korps war das III. Kavallerie-Korps beigegeben, während die beiden anderen Reiterkorps zwischen Wilkomir und Smorgoni standen. Die Kosakenvorhut Platows stand bei Grodno.

Die II. West-Armee, Fürst Bagration, war bedeutend schwächer: 46 Bataillone und 52 Eskadronen. Sie wurde gebildet aus dem VII. Infanterie-Korps, Generalleutnant Rajewski, VIII. Infanterie-Korps, Generalleutnant Borosdin, IV. Reserve-Kavallerie-Korps, Graf Sievers, Vorhut (9 Kosakenregimenter), Generalmajor Flowaiski. Dieses Heer lag zwischen Grodno und Wilkowischki dem König von Westfalen gegenüber. Die Kosakenvorhut stand bei Bjelostok.

Dem österreichischen Hilfskorps gegenüber auf dem äußersten linken Flügel der russischen Aufstellung finden wir die

III. Armee, General Tormassow. Sie bestand aus dem Korps des Generalleutnants Markow (24 Bataillone, 8 Eskadronen), Korps des Grafen Kamenski (18 Bataillone, 8 Eskadronen), Korps des Baron von der Osten-Saden (1 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division), Reserve-Kavallerie-Korps des Grafen Lambert (36 Eskadronen).

In runden Zahlen standen den 450 000, die auf französischer Seite kampfbereit waren, russischerseits zur Zeit nur rund 180 000 Mann gegenüber. Davon gehörten 137 000 Mann zur I. und II. Westarmee, 42 000 zum Heere Tormassows (III. Armee). Weitere Streitkräfte waren wohl vorhanden, konnten aber auf den gewaltigen Anmarschstrecken erst spät in Tätigkeit treten. So war das 53 000 Mann starke Heer unter Admiral Tschitschagow, das durch den Friedensschluß mit der Türkei freigeworden war, erst Ende September auf dem Kriegsschauplatz zu erwarten. Der russischen Aufstellung haftete von vornherein der Nachteil an, daß die Streitkräfte, ohnehin an Zahl den feindlichen so bedeutend

nachstehend, auf der weiten Linie außerordentlich verzettelt waren.

Ehe der eiserne Mund der Geschütze seine entscheidende Sprache reden sollte, machte Napoleon in letzter Stunde noch einen Versuch zu erneuten Verhandlungen. Versprach er sich wirklich einen Erfolg davon oder glaubte er nötig zu haben der Welt noch einen Beweis seiner Friedensliebe geben zu müssen, um dann die Schuld des Krieges desto bequemer auf seinen Gegner schieben zu können? Als Abgesandter Napoleons erschien im Hauptquartier des Zaren zu Wilna plötzlich Graf Narbonne. Er bekam aber von Alexander, der durch den von Napoleon aus Preußen vertriebenen Freiherrn von Stein trefflich beraten war, eine sehr entschiedene und würdige Antwort zu hören: „Ich gebe mich keinen Täuschungen hin. Ich weiß, daß Ihr Kaiser ein großer Feldherr ist. Für mich habe ich aber Zeit und Raum. Ich greife nicht an, ich lege aber auch die Waffen nicht nieder, so lange noch ein fremder Soldat auf russischem Boden steht.“

Den gleichen Geist atmet auch der Erlaß des Zaren beim Kriegsbeginne: „Ich brauche den Führern und Soldaten nicht Pflichttreue und Tapferkeit anzuempfehlen. In ihnen fließt das siegesfrohe Blut der Slaven. Soldaten beschützt den Glauben, das Vaterland, die Freiheit. Ich bin bei Euch. Auf den Urheber falle Gottes Richterpruch!“

Wie anders klingen die Worte Napoleons, aus gleichem Anlaß von Willkowschki aus an sein Heer erlassen: „Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen. Der erste endete zu Friedland und Tilsit. In Tilsit schwur Rußland ewiges Bündnis mit Frankreich und Krieg mit England. Heut bricht es seine Eide! Es will sich über sein sonderbares Betragen nicht eher erklären, als bis die französischen Adler über den Rhein zurück und unsere Bundesgenossen seiner Willkür überlassen werden. Ein unabwegbares Geschick reißt Rußland fort. Sein Schicksal muß sich erfüllen. Hält man uns für entartet? Sind wir nicht mehr die

Soldaten von Austerlitz? Wir haben zwischen Entehrung und Krieg zu entscheiden. Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Also vorwärts! Gehen wir über den Njemen, tragen wir den Krieg in Feindesland. Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen so ruhmreich sein, wie der erste; aber der Frieden, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft in sich tragen und dem hochmütigen Einfluß ein Ziel setzen, den Rußland auf Europa seit fünfzig Jahren ausübt.“

Nach Rußland hinein.

Durch die helle Sommersnacht des anbrechenden 23. Juni sprengt ein Reitertrupp. Vorauf als Wegweiser eine Abteilung polnischer Lanzenreiter, dahinter auf braunem Pferde ein kleiner Mann, das Haupt mit einer grünen polnischen Mütze bedeckt, die Uniform unter einem weiten, faltigen Reitermantel verborgen. In achtungsvoller Entfernung folgen etwa acht Reiter, Generale und Adjutanten. Eine Abteilung reitender Gardejäger, in rote Husarenpelze gekleidet, die sie der Nachtkühle wegen übergezogen haben, die Augen von riesigen Pelzmützen beschattet, schließt den Zug.

Im Nordosten fängt der klare Himmel an rosig aufzuglücken. Die Morgenglut spiegelt sich wieder in den klaren Fluten eines Flusses, dem die Reiter zueilen.

In einem Tannenwäldchen bleibt jetzt das Gefolge zurück. Der Mann mit der grünen Mütze, der Kaiser Napoleon selbst, nimmt nur einen der Offiziere mit sich, den Ingenieur-General Sago, und einige polnische Ulanen. Sie traben jetzt bis dicht an den Fluß heran. Da macht das Pferd des Kaisers einen Fehltritt: der Kaiser liegt am Boden. Er rafft sich sogleich wieder auf und besteigt den Braunen, der sich wieder erhoben hat. „Ein schlechtes Vorzeichen“, murmeln die Begleiter. Durch einen der Ulanen, der auf einem Gute in dieser Gegend als Jäger gedient

hat, läßt sich der Kaiser über die Örtlichkeit genauen Bescheid erteilen. Da der Ulan nur polnisch spricht, muß der Offizier, der die Ulanen führt, das Verständnis vermitteln. Dann reitet der Kaiser ganz allein mit dem General Haxo vor und beobachtet das wie in tiefem Geheimnis liegende jenseitige Gelände, das Glas oft zum Auge erhebend. Feierliche Stille. Nach und nach werden Vogelftimmen laut, die den jungen Tag begrüßen. Wohl eine Stunde lang beratschlagt der Kaiser mit Haxo, dann reitet er zu seiner Begleitung zurück und der Zug verschwindet in der Ordnung, in der er ankam.

Der Kaiser hat den Punkt, wo er mit seinem gewaltigen Heere in Feindesland einbrechen will, selbst ausgewählt und zwar, wie es sich von einem so sachkundigen Schlachtenmeister von selbst versteht, außerordentlich geschickt. Der Ort, wo er den Grenzfluß Njemen zu überschreiten gedenkt, liegt in der Nähe von Kowno, bei dem Dorfe Alexioten, auf damals großherzoglich warschauischem Gebiete. Das Großherzogtum Warschau, heute zu Rußland gehörig, lag damals als Pufferstaat zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland. Das Gebiet war von der dritten Teilung Polens bis zum Tilsiter Frieden 1807 preußisch gewesen und dann selbständiges Großherzogtum geworden. Großherzog war der König von Sachsen, als dessen Statthalter Fürst Poniatowski waltete. Im Norden bildete der Njemen die Grenze und zwar von seinem Eintritt auf preußisches Gebiet (wo er dann den Namen Memel führt) bis herauf nach Grodno. Von Grodno sprang dann die Grenze etwas einwärts bis in die Nähe der Stadt Nurr, wo dann wiederum ein Fluß die natürliche Grenze bildete, der Bug, bis zu seinem Austritt aus Galizien. Das Großherzogtum Warschau war nun der Sammelpunkt der Heere Napoleons, mit Ausnahme der beiden Flügelförps im Norden und Süden, des Macdonaldschen X. Korps und des österreichischen unter Schwarzenberg.

Die wichtigste Frage, die jetzt Napoleon beschäftigt, ist die, ob der Feind den Übergang streitig machen wird. Daß feindliche

Streitkräfte drüben ganz in der Nähe sind, ist nach den Nachrichten der Spione unzweifelhaft. Der Übergang wird daher mit größter Sorgfalt vorbereitet. Gerade diese Stelle, wo der Fluß eine starke Krümmung macht, bietet außerordentliche Vorteile, weil der Brückenschlag unter dem Schutze einer überhöhten Artilleriestellung ermöglicht wird, die das jenseitige Ufer auf weite Entfernung beherrscht. Dicht am Flusse erhebt sich ein schroff emporsteigender Bergkegel, der dem reizvollen Landschaftsbilde ein besonders kennzeichnendes Gepräge gibt.

Am Nachmittage des 23. Juni wird es lebendig. Von den Höhen auf dem linken Ufer des Njemen rasseln durch die tief eingeschnittenen Hohlwege lange Züge mit Brückengerät herab. Sofort beginnt der Brückenschlag unter den Augen des Kaisers. Bereits in einer Stunde sind drei Brücken fertig, und der Übergang beginnt. Gleich am ersten Tage überschreitet bereits ein großer Teil der Truppen die Brücken und damit die Grenze. Als der Abend des langen Junitages hernieder sinkt, ist die Niederung zu beiden Seiten des Flusses mit Truppen dicht angefüllt, die ihr Bivak aufschlagen. Auf beiden Ufern flammen tausende und abertausende von Feuern auf, soweit das Auge reicht, auf meilenweite Entfernung. Der Anblick wirkt viel großartiger als das dichte Gewimmel der Truppen am Tage. Überall leuchtet es auf, dazu ein vieltausendstimmiges Brausen, Gesang, Musik durch die wunderbar klare Mittsommernacht. Alles ist heute unter den Augen des Kaisers in gehobener Stimmung, die selbst die Widerstrebenden ansteckt. Mancher Gedanke mag heute wohl in die Heimat schweifen, wo wohl auch jetzt die Johannisfeuer auflodern mögen. Am frühen Morgen wird der Übergang fortgesetzt. Eine Gewißheit aber bringt bereits dieser Tag. Durch weit ausholende Erkundungsritte ist festgestellt, daß der Feind abgezogen ist. Bei Rowno hat ein kleines Scharmügel stattgefunden, sonst sind die Spitzen des Heeres kaum einiger Kosaken ansichtig geworden, die aber sofort bei ihrem Nahen in den Wäldern ver-



Übergang über den Hjemmen.

schwanden. Ein württembergischer Infanterieoffizier, v. Suckow, gibt uns in seinen Erinnerungen ein hübsches Stimmungsbild jenes Tages: „Jenseits des Flusses angekommen, fanden wir dort beim freundlichsten Sonnenschein die Stille des Grabes. Kein lebendiges Wesen zeigte sich unsern Blicken, alle Dörfer waren wie ausgestorben. Schien es doch, als wenn sogar die Tierwelt sich unsern Blicken entziehen wolle, denn ich erinnere mich heute noch, daß es uns auffiel, auch nicht ein Vögelchen durch die hellen freundlichen Frühlingslüfte schwirren zu sehen. Am fernsten Horizont wollten jedoch gute Augen die Umrisse einiger Kosaken entdecken.“

Inzwischen überschreitet noch immer Regiment auf Regiment die Brücken, bei denen Musikkorps aufgestellt sind, die kriegerische Weisen spielen. Auch der Kaiser mit seinem Stabe hält abgesehen in der Nähe und mustert mit seinem durchdringenden Auge die Truppen, die ihm begeistert ihr „vive l'empereur“ (Es lebe der Kaiser) zujubeln. Wer heute zurückschaut und das Bild vor seinem Auge wieder erstehen läßt, der hört in jenem Ruf den Todesgruß der Legionen: „Ave Caesar morituri te salutant!“ (Heil Caesar! Dich grüßen die Todgeweihten!)

Aber nicht alle Truppen jubeln. Da naht ein Regiment blauer Lanzenreiter, das in eisigem Schweigen, die Augen fest auf den Kaiser gerichtet, vorbeireitet. „Von welcher Nation?“ fragt der Kaiser und erfährt, daß es das preußische Manenregiment ist.

Wie das an den Brücken funkelt und glitzert, die Waffen und die Geschütze, die bunten Uniformen — ein herrliches echt soldatisches Bild! Darüber die hellen, heißen Strahlen der Sunisonne.

Am Nachmittage überzieht sich plötzlich der Himmel, und ein furchtbares Unwetter bricht los. Auf viele Gemüter hat das plötzliche Gewitter einen starken Eindruck gemacht. „Das ist ein schlimmes Vorzeichen“, oder „das gibt ein böses Ende“, hört man die Leute im Gliede einander zuraunen.

Am 25. Juni wird der Übergang des Hauptheeres beendet. Die übrigen Heeresteile überschreiten ebenfalls die Grenze. Dubinot stößt auf Bobty und Janow vor, Macdonald auf Kossieny, Bizetkönig Eugen auf Pilona, Jerome auf Grodno. In Napoleons Absicht liegt es, die Heere keilsförmig rasch auf Wilna zu treiben, um die Vereinigung der beiden russischen Westarmeen zu verhindern und sie einzeln zu schlagen.

Der Vormarsch wird daher in größter Eile angetreten, bei glühender Hitze. Die Truppen, die zum größten Teil bereits Deutschland durchquert und damit schon große Marschleistungen aufzuweisen haben, werden gleich vor eine außerordentlich schwere Aufgabe gestellt. Lassen wir den Württemberger v. Suckow als Augenzeugen von jenen Tagen erzählen: „Die angestrengtesten Märsche, verbunden mit den größten Entbehrungen, lichteten fortan unsere Reihen auf eine nicht geahnte Weise. Tausende erlagen denselben in kurzer Zeit, Hunderte gaben sich selbst den Tod, um den nicht mehr zu ertragenden Jammer zu enden. Täglich kam es vor, daß man in den der Straße nahegelegenen Wäldern einzelne Gewehrschüsse hörte, und daß dorthin abgesendete Patrouillen mit der Meldung zurück kamen, „ein Kürassier, Husar oder Infanterist, Franzose oder Verbündeter habe sich dort erschossen“. Von allem Ungemach, das wir zu bestehen hatten, war eines der beschwerlichsten der unermessliche Staub, in welchem wir uns bei fast immer trockener Witterung während der Märsche gehüllt sahen. Immer in der Nähe des Feindes, war es nötig die Infanterie zwar in halbgeöffneten Kolonnen, jedoch der schnelleren Entwidlung wegen mit möglichst breiter Front marschieren zu lassen. Hatte nun ein Regiment das Unglück, am Ende jener tiefen Kolonnen sich bewegen zu müssen, so mußte es nicht nur durch den von ihm selber aufgewühlten Staub leiden, sondern auch an dem von den vormarschierenden Regimentern verursachten sich des Mitgenusses erfreuen. Ich erinnere mich, daß während mehrerer Tagemärsche bei hellem Sonnenschein

die Verfügung getroffen war, daß fortwährend an der Spitze jedes Bataillons ein Tambour die Trommel rühren mußte, um zu vermeiden, daß die Abteilungen in der durch die unermesslichen Staubwolken verursachten Finsternis sich von einander trennten. Wir hatten uns nach den angestrengtesten Märschen in Polen nunmehr hier in Feindesland ein zweites Eldorado geträumt, sollten jedoch in diesem, oft genug als fruchtbar uns gerühmten Teil des Zarenreiches in den Feldern nur Wüsten, in den Städten und Dörfern oft nur Ruinen finden.“

Der Vormarsch auf Wilna kostet dem Heere bereits, ohne daß gekämpft wird, 25 000 Mann und gegen 10 000 Pferde. Der große Zug des Todes hat begonnen!

Am 27. Juni erreichen bereits die Spitzen der Reiterei Wilna, in dessen Straßen es noch zu einem Geplänkel mit den abziehenden Russen kommt. Die Franzosen drängen im Eifer der Befolgung außerhalb der Stadt heftig nach, allzu heftig und unvorsichtig. Die russischen Leibgardesofaken umzingeln die Vorhut und machen 300 Mann zu Gefangenen, darunter den Oberst Grafen Ségur. Ein kleiner Dämpfer auf die Siegesfreude, die den Abmarsch der Russen als Flucht ausgelegt hat. Der Rückzug war aber für die Russen durch ihre erhebliche Minderzahl geboten. Das ständige Zurückweichen, so schwer es den Russen auch ankam, sollte sich in der Folge ja als die einzig richtige Maßregel erweisen. Bis kurze Zeit vor dem Abzuge aus Wilna hatte Kaiser Alexander dort sein Hauptquartier gehabt. Am 28. Juni hielt nun bereits Napoleon seinen Einzug in die Hauptstadt Lithauens unter dem Jubel der Bevölkerung, die nun die Wiederherstellung Polens von dem Weltgebieter erhoffte und erwartete. Der Reichstag zu Warschau hatte schon, allerdings etwas versüßt, die Neuerrichtung des Polenreiches beschlossen, und die Abgesandten aus Warschau erwarteten in Wilna, dem Kaiser nun ihr Anliegen vorzutragen. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kaiser suchte wohl aus der Lage den größt-

möglichen Vorteil für sich zu gewinnen, indem er die Polen anwies sich gegen Rußland zu erheben und im Interesse seiner eigenen Sache zu kämpfen, verhielt sich aber im übrigen sehr kühl, indem er die Verträge vorschlugte, die er mit dem Kaiser von Oesterreich eingegangen sei, dem er den Besitz seiner polnischen Anteile gewährleistet habe. Napoleon kannte die polnische Geschichte zu gut, um die alten anarchischen Zustände wiederherzustellen. Hatte er doch wenige Monate früher zu Narbonne geäußert: „Es ist nicht meine Sache die republikanische Flamme in Europa wieder anzubläsen. Ich will Polen nur als disziplinierte Macht, um die Schlachtreihen zu füllen.“

Die Begeisterung der Polen wurde indessen auch durch einen anderen Umstand recht bald abgekühlt. Der außerordentlich rasche Vormarsch hatte bereits unmittelbar bei Beginn des Feldzuges ein vollständiges Versagen der Magazinverpflegung zur Folge. Die Gespanne, namentlich die von Kindern gezogenen Vorratswagen konnten auf den schlechten Wegen nicht mit genügender Schnelligkeit vorwärts kommen, ein Übelstand, der sich noch mehrte, als am 29. Juni ein tagelanger Regen eintrat und die Straßen in Sümpfe verwandelte. Von eigentlichen Straßen in unserem Sinne konnte man damals in Lithauen überhaupt nicht reden, denn die Wege bestanden eben nur als Gleispuren. Hatten sich hier und da Löcher gebildet oder lagen große Steine im Wege, so fuhr man eben im Bogen herum, den Weg damit verbreiternd, denn Abzuggräben zur Entwässerung an den Seiten gab es ja nicht. Durch die langen Züge der schweren Geschütze waren diese Landstraßen vollends in einen Zustand geraten, der ein rasches Vorwärtskommen der Lebensmittelzüge völlig ausschloß. Da nun auf Verpflegung der Truppen nicht zu rechnen war, so mußten die Leute sich Lebensmittel zu beschaffen suchen so gut oder so schlecht es in einem so dünn bevölkerten Lande eben gehen wollte. Das führte nun aber bald zu einer ganz unglaublichen Lockerung der Mannszucht. Es wurde

bereits zu beiden Seiten der Heerstraßen in allen irgend erreichbaren Orten regelrecht geplündert. Die Beitreibungskommandos suchten sich die Beute gegenseitig abzujagen. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde häufig vernichtet. Das Wenige, was solche Kommandos bisweilen auftrieben, zehrten sie selbst inzwischen wieder auf, ehe sie ihre bereits weiter marschierte Truppe erreichten; häufig kamen sie ohne Beute zurück. Die Folge war, daß sich in der Truppe Banden bildeten, die auf eigene Faust Plünderungszüge unternahmen. So ging die Mannszucht schon zu Anfang bei sehr vielen Truppenteilen ganz verloren. In den Vorstädten von Wilna selbst, also fast unter den Augen des Kaisers, wurden die Häuser geplündert und die Einwohner mißhandelt. Das in einem Lande, wo man mit offenen Armen empfangen worden war.

Auch in anderer Weise machten sich Übelstände geltend, wie es in einem aus so viel verschiedenen Völkernschaften zusammengesetzten Heere nur allzu leicht möglich war. Ein Unteroffizier der polnischen Ulanen berichtet uns folgende Züge:

„Ein Hauptübelstand bei diesen so bunt zusammengewürfelten Truppen war, daß die Soldaten der einzelnen Kontingente den Offizieren der andern oft nicht recht gehorchen wollten. Wiederholt mußten Bestrafungen wegen Gehorsamsverweigerung vorgenommen werden, und schon in den ersten Tagen nach unserm Einmarsch in Rußland wurden einige italienische Soldaten, die einem deutschen Offizier, der ihnen etwas befahl, den Gehorsam verweigert und ihn zuletzt tötlich mißhandelt hatten, durch kriegsrechtlichen Spruch zum Tode verurteilt und dann auch erschossen. Solche Verurteilungen sind gewiß mehrere Dutzende vorgekommen, ohne daß dadurch im ganzen viel gebessert war. Oft wurden derartige Bestrafungen auch ohne weiteres Urteil auf der Stelle vollzogen. So entfinne ich mich noch, daß wir in Wilna einige westfälische Soldaten, die gegen einen Leutnant unserer Eskadron, der ihnen das Plündern untersagt hatte, grob gewesen

waren, so mit unsern Lanzenstäben zudeckten, daß sie auf der Stelle wie tot liegen blieben.“

In Wilna traf, wohl mehr um die Stimmung auszukund-
schaften, als daß man sich von der Sendung einen Erfolg versprach,
der russische Generaladjutant und Polizeiminister Balaschew ein,
um in letzter Stunde Friedensvorschläge zu machen. Vielleicht
wollte auch Kaiser Alexander der Welt noch einmal einen Beweis
seiner Friedensliebe deutlich vor Augen führen. Daß die Sendung
erfolglos sein würde, nachdem die Dinge einmal soweit gediehen
waren, war vorauszusehen. Der Krieg ging weiter.

Die beiden russischen Heere waren tatsächlich nun von ein-
ander getrennt. Barclay führte seine I. Westarmee nach dem
Lager von Drissa an der Düna, das er am 13. Juli erreichte.
Der Rückzug war wenig angefochten worden. Wo aber die
Truppen zusammenstießen, schlugen sich die Russen vorzüglich.
Das Lager von Drissa, auf das man russischerseits anfangs große
Hoffnungen gesetzt hatte, erwies sich aber in der Anlage verfehlt.
Es wurde darum der weitere Rückzug über Polozk auf Witebsk
angetreten, wo man sich mit der II. Westarmee unter Bagration
zu vereinigen hoffte. Hier sollte dann der Feind erwartet und eine
Schlacht angenommen werden.

Die II. russische Westarmee unter Bagration sah sich nach
vergeblichen Vereinigungsversuchen über Nowogrudok und über
Minsk genötigt bis Mohilew auszubiegen. Dort fand sie aber
bereits Davout vor. Ein Durchbruchversuch mißglückte, und
Bagration marschierte nun im Bogen nach Smolensk, wo er am
3. August ankam.

Mittlerweile zwang die Verpflegungsnot Napoleon in Wilna
eine längere Rast zu machen. Auch mußte, da die Reiterei in-
folge der großen Pferdeverluste an Kriegstüchtigkeit außerordent-
lich verloren hatte, und deshalb die Fühlung mit dem Feinde
verloren gegangen war, erst die Rückzugsrichtung der russischen
Heere festgestellt werden, ehe weitere Maßregeln getroffen werden

konnten. Ganze achtzehn Tage verweilte Napoleon in Wilna. Wie es um den Pferdebestand aussehen mochte, kann man etwa aus dem Kriegstagebuch des bayerischen Schlachtenmalers Albrecht Adam ersehen, der den Bizekönig Eugen begleitete. „Auf einem Marsche von zehn Stunden zählte ich fünfhundert infolge des ungünstigen Klimas gefallene Pferde.“ Die Pferde gingen durch das nasse Grünfutter an Kolik ein.

Man suchte nun Ersatz, indem man von den kleinen unansehnlichen Pferdchen des Landes soviele einstellte, als man auftreiben konnte. So sah man nun oft die baumlangen Kürassiere, wie sie besonders das Elsaß stellte, auf diesen zottigen Köpfelein sitzend, mit den Füßen fast den Erdboden berühren. Am 13. Juli erfolgte von Wilna aus der Aufbruch des Heeres gegen die Düna, da man den Rückzug der Russen nach dem Lager von Drissa festgestellt hatte. Man erreichte die Düna am 24. Juli, die zuerst, ehe der Brückenschlag erfolgte, von bayerischen Chevaulegers schwimmend bei Beszenkowitz durchquert wurde, wobei einige Reiter ertranken. Bereits am 18. hatte der Kaiser erfahren, daß Barclay die Stellung bei Drissa verlassen habe. Zeit und Raum fingen bereits an erschwerend auf die Befehlsübermittlung zu wirken. Alles kam Napoleon jetzt darauf an, Barclay den Rückzug zu verlegen und seine Vereinigung mit Bagration zu verhindern. Allerdings war schon viel Zeit ungenützt verloren gegangen. In der Richtung auf Witebsk kam es am 25. Juli zu einem ernsthaften Zusammenstoße bei Ostrowno, besonders zu lebhaften Reiterkämpfen. Zwei Tage wurde mit wechselndem Erfolge gestritten. Am 27. hatte Napoleon genügend Kräfte herangezogen, um eine Entscheidungsschlacht vor Witebsk wagen zu können, die er so sehr herbeisehnte. Sicher durfte er hoffen, seine altbewährte Meisterschaft auf dem Schlachtfelde auch hier wieder einmal wie in den früheren Kriegen in glänzendem Lichte zu zeigen. Albrecht Adam gibt die Stimmung im Hauptquartier und im ganzen Heere gewiß treu wieder, wenn er schreibt: „Seit wir den Njemen überschritten, be-

schäftigte e i n Gedanke, e i n e Hoffnung, e i n allgemeiner Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee: der Gedanke an die große Schlacht! Nach einer Schlacht sehnte man sich, wie die bei Musterliß, Jena, Marengo, durch sie hoffte man auf Erlösung aus dem elenden Zustande, in dem sich die Armee schon seit zwei Monaten befand und der ihre Reihen schon so bedeutend gelichtet. Man sprach von der Schlacht wie von einem Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah.“ Wir lassen denselben Gewährsmann weiter erzählen, der ein außerordentlich treffendes Bild jener Tage gibt. „Noch ein anderer Wunsch befeelte die Soldaten. Durch die langen und beschwerlichen Märsche bei der Ungunst des Wetters fehlte es außer an Nahrungsmitteln noch an einer Menge von Dingen, welche man im gewöhnlichen Leben gering achtet, weil man sich mit wenig Geld selbe leicht verschaffen kann. Hier aber waren sie um keinen Preis zu haben; Nadel, Faden, Schere, Messer, Feuerzeug, Rock- und Hosenkнопfe und andere unscheinbare Dinge bekamen einen unschätzbaren Wert, der zerrissenen Schuhe, Kleider und Wäsche gar nicht zu gedenken. Da man in Rußland nicht, wie in unserem Deutschland, fast mit jeder Stunde eine wohlhabende Ortschaft traf, die wenigen auseinander liegenden Orte aber verlassen oder zerstört waren, eine Stadt eine sehr seltene Erscheinung blieb, so hoffte man von Tag zu Tag eine solche zu erreichen, um das viele Fehlende wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Sah man aber in der Ferne die Türme einer größeren Ortschaft, so kam der Befehl, daran vorüber zu ziehen, da der Kaiser den Platz für seine Garden bestimmte. So geschah es bei Wilna, so auch bei Witebsk; das erregte bei Offizieren und Soldaten böses Blut. Nach den lebhaften Gefechten bei Ostrowno und dem hartnäckigen Widerstande der Russen zählte man mit Sicherheit auf eine entscheidende Schlacht. Deshalb setzte sich am 27. mit Tagesanbruch alles in Bewegung, auch selbst der Kaiser. Bald gelang-

ten wir durch Wälder auf eine offene Hügelreihe, welche Witebsk umgibt und ein recht schönes Panorama bildet. Auf einem dieser Hügel liegt die ansehnliche Stadt, die, von vielen Kirchen und Türmen geziert, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet einen freundlichen Anblick bot. Auf der ausgedehnten, von vielen, mitunter tiefen Schluchten durchzogenen Hügelreihe sahen wir



Vor Witebsk.

die russische Armee in Schlachtordnung aufgestellt: ein erfreulicher Anblick für Napoleon und seine Armee. Die Russen boten aber auch hier keine Schlacht, was ich als Maler sehr bedauerte, denn die ganze Landschaft hatte etwas überaus Reizendes und höchst Abwechslendes in ihren Linien und würde reichen Stoff zu schönen Gemälden geboten haben. Es wurde nur noch an einigen Punkten mit Hartnäckigkeit gekämpft, aber schon gegen 11 Uhr vormittags das Feuer auf beiden Seiten eingestellt, und nur das Knattern des Kleingewehrfeuers, womit an den zum Teil bedeckten Schluchten die Plänkler von beiden Seiten sich neckten

und einander in Schach hielten, dauerte eine lange Zeit fort.

Napoleon hatte sich auf einer Anhöhe mit ziemlich weiter Aussicht unter einer Baumgruppe niedergelassen und mit einigem Wohlbehagen sein Gabelfrühstück eingenommen. Prinz Eugen (der Vizekönig) und mehrere Generale umgaben ihn. Er war dem Geplänkel so nahe, daß einige russische Flintenkugeln bis in seine Nähe fielen.

Die Hitze erreichte an diesem Tage einen Grad, der unerträglich wurde und alles niederdrückte. Prinz Eugen legte sich in der Mitte der italienischen Garde auf dem Schlachtfelde nieder. Mit Hilfe seines Mameluken und einiger Soldaten bereitete ich, um ihm einigen Schatten zu verschaffen, eine Hütte aus belaubten Zweigen, in der er mehrere Stunden ruhig schlief. Die eingetretene Pause war jedermann willkommen; wer es tun konnte, gab sich der Ruhe hin. Es herrschte eine eigentümliche Stille über der Gegend, bis die Sonne sich zum Untergange neigte und uns ein neues, höchst imponantes Schauspiel bereitete. In einer wahren Glut lag Witebsk und das russische Lager vor unsern Augen; der ganze Horizont schien im Westen mit einem Goldton überzogen. Dazu brannte es in der Stadt und an drei bis vier anderen Orten; zuletzt geriet noch ein Kornfeld in Brand, und aller Rauch dieser verschiedenen Flammen, der himmelhoch emporwirbelte, erhielt durch den feurigen Sonnenuntergang eine glühend rote Farbe. Das alles bot ein schauriges, aber prächtiges Bild, welches die Aufmerksamkeit selbst der gemeinen Soldaten auf sich zog. Es war, als ob die Erde sich in ein Flammenmeer verwandeln wollte. Mit diesem Sonnenuntergang war also wieder eine Hoffnung verschwunden, und man erwartete die Entscheidungsschlacht auf den folgenden Morgen und sah das, was heute geschehen, als Vorspiel dazu an. Mir wollte jedoch bedünken, daß die Illumination des Abends keine gute Vorbedeutung sei. Der Gedanke, daß die Russen ihre Magazine ange-

zündet, lag sehr nahe, doch ließ man ihn nicht laut werden. Die Enttäuschung kam ohnehin früh genug.

Der Morgen brach an, ein dichter Nebel umschleierte die Ferne, man stieg auf hohe Punkte, guckte, horchte, lauschte, aber man sah nichts von dem Feinde. Endlich senkte sich der Nebel, aber der Feind wurde nicht sichtbar. Er war verschwunden und zwar in solcher Ordnung, daß man vierundzwanzig Stunden lang keine Spur entdecken konnte. Es schien wirklich, als ob die Natur selbst sich gegen Napoleon verschworen hätte, denn bei der anhaltend trockenen Witterung war dichter Nebel gewiß eine sehr selten: Erscheinung.“

Also Barclay de Tolly war mit seinem Heere ent schlüpft. Der erste Teil des Feldzuges hatte für Napoleon schwere Enttäuschungen gebracht. Die Vereinigung der beiden russischen Westheere vermochte er nun nicht mehr zu verhindern. Während die Russen ihre Armee durch Heranziehung von frischen Streitkräften stets vermehrten, erlitten die Franzosen und ihre Hilfstuppen insolge von Hunger und den Anstrengungen der Marsche die eutsehlichsten Verluste, die sich nun noch vermehrten, da die Ruhr ausbrach und furchtbare Opfer heißte.

Napoleon übersah seine Lage sehr wohl. In Witebsk mußte er dem Heere Ruhe gönnen. Das war dringend notwendig, schon allein um den Truppen zu ermöglichen die zahllosen während der gewaltigen Marsche zurückgebliebenen Leute wieder heranzuziehen und den sich täglich mindernden Bestand an Kampfsähigen aufzubessern. Die Ruhe tat dringend not.

Die Frage, ob er hier in Witebsk Halt machen sollte, trat nun an Napoleon ernstlich heran. Was aber würde die Welt dazu sagen? Er hatte die Franzosen durch seine raschen Siege verwöhnt. Jetzt eingestehen, daß man eigentlich noch nichts erreicht habe, daß man, ohne einen entscheidenden Sieg errungen zu haben, mit Einbuße von etwa einem Drittel der Gesamtstärke des Heeres, Ende Juli den Feldzug für dieses Jahr als beendet ansehen wolle,

gewissermaßen die Winterquartiere beziehe? Das konnte ein Napoleon nicht. War man einmal soweit in Feindesland eingedrungen, würde sich nun die Verpflegung solcher Massen sichern lassen, wo man wegen der rückwärtigen Verbindungen, die leicht bedroht werden konnten, in steter Sorge war?

Alle diese Fragen mußte Napoleon in Witebsk erwägen. „Soll ich dem Feinde folgen, soll ich hier bleiben?“ Diese Worte richtete der Kaiser an seine versammelten Generale, erregt im Zimmer auf und ab gehend. „Sir, noch sechs Tage marschieren und wir haben keine Reiterei mehr!“ antwortete General Belliard. „Gut“, rief der Kaiser und warf seinen Degen auf den Tisch, „so werde ich an den Grenzen von Altrußland Halt machen. Der Feldzug von 1812 ist zu Ende. Das weitere wird der Feldzug des nächsten Jahres besorgen!“ Wirklich schien für kurze Zeit Napoleon damit Ernst zu machen. Es wurden große Bäckereien angelegt und andere Vorbereitungen für einen langen Aufenthalt getroffen, ja sogar eine Schauspielertruppe aus Paris hierher verschrieben.

Auf die Dauer schmerzte aber Napoleon doch der Gedanke zu tief, die Erfolglosigkeit des Feldzuges der Welt gegenüber einzugestehen. Vielleicht gelang es ihm bei Smolensk, das russische Heer, gleichviel in welcher Stärke, zum Stehen zu bringen. Am Siege zweifelte er nicht. So gut wie in Witebsk konnte er auch in Smolensk die Winterquartiere beziehen! Also wieder vorwärts.

Smolensk.


 ährend sich die geschilderten Ereignisse bei Witebsk abspielten, erlitt auf dem südlichen Kriegsschauplatz das VII. (sächsische) Korps unter Reynier eine empfindliche Schlappe. Die III. russische Armee unter Tormassow sollte in Wolhynien das große Sumpfgelände des Pripet westlich umgehen und die rückwärtigen Verbindungen Napoleons bedrohen. Der Schutz dieser Verbindungen war Reynier übertragen. Seine Vorhut, 2500 Mann stark, wurde am 27. Juli von Tormassow bei Kobrin umzingelt und zur Ergebung gezwungen. Reynier wurde darauf Schwarzenberg unterstellt, der bereits den Vormarsch auf Minsk angetreten hatte und nun wieder umkehren mußte. Am 31. Juli gelang es dem österreichischen Hilfskorps einen Angriff Tormassows abzuweisen, der nun eine feste Stellung bei Luzk bezog, um sich dort mit dem Heere des Admiral Tschitschagow zu vereinen, das durch den Friedensschluß mit der Türkei frei geworden, von der unteren Donau heranmarschierte. Da Schwarzenberg aber seinen Erfolg nicht ausnützte, trat auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes verhältnismäßige Ruhe ein. Als die Donauarmee am 20. September eingetroffen war, zählte das Heer Tormassows und Tschitschagows zusammen 64 000 Mann, gegenüber den 30 000 Schwarzenbergs, der nun völlig lahmgelegt war.

Aber auch das nun von Witebsk nach Smolensk auf dem rechten Ufer der Düna abrückende Hauptheer schien im Rücken

bedroht. Bei seinem Abmarsch aus dem Lager von Driffa hatte Barclay zum Schutze der Straße nach Petersburg in Dünaburg das Korps Wittgenstein zurückgelassen. Gegen dieses wurde nun das II. Armeekorps unter Marschall Dudinot geschickt und das VI. (bayerische) Korps unter St. Cyr zu seiner Unterstützung herangezogen. Bei Polozk kam es am 17. August zu einer blutigen Schlacht, anfänglich mit glücklichem Erfolge für Wittgenstein. Am folgenden Tage jedoch kämpfte St. Cyr an Stelle des verwundeten Marschall Dudinot mit Vorteil. Die gegenseitigen Verluste waren aber derartige, daß auf lange beide Teile der Ruhe bedurften, um die Lücken wieder zu ergänzen. Die furchtbaren Blutopfer, die die Bayern brachten, haben der Stadt Polozk den Beinamen „das Bayerngrab“ eingetragen. Der zweiundsiebzigjährige bayerische General Deroy starb an einer in der Schlacht erhaltenen Wunde. Ebenso blieben auf bayerischer Seite die Generale Siebein und Gedoni. Man erzählt sich von einem ziemlich unkameradschaftlichen Betragen St. Cys gegenüber Dudinot. Ein etwas eigenartiger Mensch muß St. Cyr allerdings gewesen sein. Ursprünglich Maler, auch außerordentlich musikalisch veranlagt, war er meist für seine Offiziere unnahbar. Die Nächte verbrachte er hinter verschlossenen Türen mit Geigenspiel. Bei den Soldaten trug er den Spitznamen P'hibou (die Nachteule). Persönlich außerordentlich tapfer, konnte er zu Napoleon nie in ein rechtes Verhältnis kommen. Den Marschallstab glaubte er längst verdient zu haben, und das erklärt vielleicht etwas sein Benehmen gegenüber Dudinot, der bereits Marschall war. Der 18. August 1812 brachte ihm nun die ersehnte Marschallwürde.

Ein anderes, allerdings wenig schmerzliches Opfer, hatte der Feldzug auch bereits gefordert. Der König Jerome, der ohnehin kein Feldherr war, hatte verfäumd das Heer Bagrations festzuhalten. Dafür wurde er von seinem Bruder einfach des Befehls enthoben, und Davout übernahm das Kommando. Jerome trat,

von den westfälischen Garden *) begleitet, die Rückreise an. So hatte das Napoleon nun nicht gemeint. Es wurde Jerome nur gestattet, die Garde du Corps zu seinem persönlichen Schutze mitzunehmen, die übrigen Garden, 3 Bataillone, 4 Eskadronen und die Batterie mußten, nachdem sie bereits drei Tagesmärsche zurückgelegt hatten, wieder umkehren, zum großen Leidwesen der Be-



Die Bayern bei Polozk.

troffenen. Ein Soldat der Garde, der Karabinier-Jäger Fleck, der 1858 als Förster außer Dienst in Lachthausen bei Celle starb, erzählt in seinen Aufzeichnungen: „Man sagte uns, Jerome hätte mehrere Vorstöße gegen die Befehle des Kaisers begangen und sei daher in sein Königreich zurückgeschickt worden. Dem sei, wie ihm wolle; wir verloren viel durch die Abreise des Königs. Jetzt

*) 1 Eskadron Garde du Corps, 1 Bataillon Grenadier-Garde, 1 Bataillon Jäger-Garde, 1 Bataillon Karabinier-Jäger, 4 Eskadrons Chevaulegers-Garde, 1 reitende Garde-Batterie zu 4 Kanonen und 2 Haubitzen.

wurden wir den übrigen Truppen einverleibt und waren keine Garden mehr. Alle Vorteile hörten auf, und wir empfanden das schmerzlich genug, besonders da wir jetzt immer Gewaltmärsche über ungeheure Steppen zu machen hatten und die Hitze von Tag zu Tag zunahm.“

Die II. Westarmee unter Bagration hatte, wie wir gesehen haben, den Weg nach Witebsk durch Dabout verlegt gefunden und marschierte nun im Bogen auf Smolensk. Dorthin zog sich nun auch die erste I. Westarmee zurück. In der Nacht zum 28. Juli, dereu Vorabend Albrecht Adam uns so anschaulich schilderte, war nämlich ein Bote im Lager Barclajs eingetroffen mit der Nachricht, daß Bagration nicht bei ihm eintreffen könne und seine Richtung auf Smolensk genommen habe. Daher der eilige Ausbruch des russischen Heeres.

Die Erwägung, daß er nun die Vereinigung der russischen beiden Westarmeen doch nicht mehr verhindern könne, kam vielleicht zu den Gründen hinzu, die Napoleon für einige Zeit in Witebsk zurückgehalten hatten.

Jetzt aber war Smolensk das Ziel. Dort würde von Mohilen über Orscha das vorher von Jerome, jetzt von Dabout geführte Heer zu ihm stoßen und die vereinten Heeressteile die ebenfalls vereinten russischen beiden Heere vernichtend schlagen oder noch besser durch eine Umgehung von der Straße nach Moskau abdrängen und sie vielleicht wie das Heer von Maas, 1805 bei Ulm, einschließen und zur Übergabe zwingen.

Bei Smolensk, zwischen Düna und Dniepr, war die Einfallspforte nach Altrußland, die Thür zum Wege nach Moskau, der Zarenstadt. Auf Smolensk wälzten sich nun die Heeressäulen. Die Marschverluste verminderten die Reihen der Kampfsfähigen wie bisher in unerhörter Weise; namentlich griffen Ruhr und Typhus in erschreckender Weise um sich. Von den Schrecken jener Tage mag uns wieder der eben genannte Förster Fleck erzählen:

„Von Orscha marschierten wir in Eilmärschen auf Smolensk. Da hatte das VIII. Korps, zu dem wir gehörten, zwei Tagereisen vor Smolensk den Unfall, irrefgeführt zu werden, und es mußte nun zwei Tagemärsche umsonst zurücklegen, da es umkehren mußte und einen vollen Tag für den Rückmarsch brauchte. Wir hatten nämlich einen großen, finstern Fichtenwald zu passieren, und als wir gegen Abend ins Freie gelangten, sahen wir eine morastige Gegend vor uns, die unsern Weitermarsch auf keine Weise zuließ. Zugleich aber erblickten wir zu unsrer Linken ein großes Dorf und hatten nun wenigstens die Aussicht Ruhe und Speise erhalten zu können. Allein die Einwohner läuteten Sturm, als sie uns anrücken sahen, und stellten sich, als wollten sie den Eingang in ihr Dorf uns mit Gewalt wehren; die Folge davon war, daß die leicht entzündbaren Häuser in Brand geschossen wurden und bald das Dorf in lichten Flammen stand. Dem schönen großen Fichtenwalde wurde dasselbe Loos zu teil; denn auch er geriet durch die Unvorsichtigkeit der Soldaten in Brand. Noch nie hatte ich ein schrecklicheres und zugleich gewaltigeres Schauspiel gesehen; die trockenen Häuser flackerten in die Höhe, als wären sie mit Pech angestrichen gewesen. Zwischen dem Feuer und den Rauchsäulen gewahrte man einzelne dunkle Gestalten, Menschen, die noch etwas von ihrer Habe zu retten suchten, oder Vieh, das sich einen Ausweg aus dem Flammenmeere bahnen wollte; hinter uns erhob sich eine dunkle, gewaltige Rauchwolke. Zugleich hörten wir ein Knistern und Prasseln, bald schlugen an einigen Stellen hohe Flammen gleich Feuerpyramiden aus dem dunklen Wald hervor, und nach wenigen Augenblicken stand alles in Glut. Man kann sich keinen Begriff von der Schnelligkeit des umsichgreifenden Feuers machen, es war als ob der Wald an allen Ecken zugleich in Brand geraten wäre. Wir alle waren erschüttert und sahen mit Erstaunen und Grausen in die mächtige Lohe. Das war der Anfang von den großen und traurigen Szenen, die wir nun bald alle Tage erleben sollten.“

In Smolensk hatte Barclay den Oberbefehl über die vereinigten russischen Westheere übernommen und, da die Volkstimme Rußlands nun endlich Taten und den Schutz des moskowitzischen Bodens verlangte, einen nicht ganz erfolglosen Vorstoß gegen Rudnia und Inkowo gemacht, als er erfuhr, daß Napoleon seine linke Flanke zu umgehen versuche. Rechtzeitig gewarnt, wußte Barclay der Gefahr zu begegnen. Sofort eilte er auf Smolensk zurück, wohin sich auch die von den Franzosen mit Nachdruck bei Krasnoje angegriffene Division Newerowski zurückzog. Das Schlachtfeld von Krasnoje bestand aus einer ungeheuren, ganz mit Getreide bebauten Ebene, das teilweise noch auf dem Halme stand, teilweise bereits in Garben gebunden war. Anfänglich trennte ein tiefeingeschnittener Wasserlauf die Kämpfenden. Es gelang den Franzosen und Rheinbündlern ihn im feindlichen Feuer zu überschreiten. Murat unternahm an der Spitze der württembergischen Reiterei unausgesetzt Angriffe auf die russischen Bierecke, doch gelang es schließlich den Russen mit immerhin beträchtlichen Verlusten zu entkommen.

Napoleon mußte jetzt die feste Stellung von Smolensk selbst angreifen. Am Morgen des 16. August vor den Mauern der Stadt angelangt, mußte die Vorhut sofort Sturm laufen, der aber abgeschlagen wurde. Barclay ließ sich nicht herauslocken. Mit einem Armeekorps verteidigte er die Stadt, Bagration trat mit dem übrigen Heere den Rückzug auf Moskau an, ohne daß ihn die Franzosen daran zu hindern vermochten. Sollte das nun die erhoffte, so heiß ersehnte Feldschlacht sein, dieses Anlaufen gegen Steinmauern? Ansturm auf Ansturm wird von den Russen abgeschlagen. Die Artillerie soll Bresche schießen! Drei Tage lang krachen die Geschütze, drei Tage lang läuft man Sturm, 20 000 Mann liegen hingestreck!

Und der Erfolg?

Barclay gibt die Stadt freiwillig auf und läßt bei seinem Abzuge die Magazine in Brand stecken! Also wieder das alte Lied!

Freilich hauchte Napoleon in seinen Berichten die Sache zu einem Siege auf. Aber die früheren Siege des Kaisers zeigten doch ein anderes Gesicht.

Eine Stadt in rauchenden Trümmern als Siegespreis; keine Gefangenen, keine eroberten Fahnen und Geschütze!

Ein westfälischer Infanterieoffizier J. J. Wachsmut, schreibt in seinen Kriegserinnerungen:

„Am 17. August war die Bestürmung von Smolensk, zu deren Mithilfe wir bestimmt waren. Wir waren jedoch infolge der unpraktischen Führung des Herzogs von Abrantes (Junot) erst abends 10 Uhr ins Lager gerückt. Smolensk, 56 Meilen diesseits Moskau, ist eine uralte, den Russen heilige Stadt von 20 000 Einwohnern. Ganz auf russische Art gebaut, prangt es mit vielen Kirchen und Klöstern, mit einem Walde von grünen und vergoldeten Thürmen. Um die Stadt läuft eine 40—48 Fuß hohe, 18 Fuß dicke mongolische Mauer mit Schießscharten und 29 Thürmen. Ganz in der Nähe sind ringsherum sanfte Anhöhen. An der Südseite dieser Anhöhen war das große französische, auf der Nordseite, jenseits des Dniepr das russische Lager. Den ganzen Tag war schon die Stadt beschossen worden, wie wir schon meilenweit gehört hatten. Sobald die Dunkelheit völlig herabgesunken war, gewährte die Stadt ein Schauspiel, welches in seiner Erhabenheit die begabteste Einbildungskraft kaum sich vorzustellen vermag. Ganz Smolensk, das vor uns lag, stand in Flammen! Den Granaten, mit welchen es schon den ganzen Tag beschossen worden war, gesellten sich in der schönen Augustnacht noch glühende Kugeln hinzu. Die Russen mußten heraus, steckten aber zuvor alle Magazine in Brand. So schlugen denn die Flammen bis zu den Wolken hinauf, ein dicker Qualm begleitete die Feuerzungen, und ein fürchterliches Gausen und Knistern wurde weithin gehört. Die Thürme der Mauern nach der französischen Seite zu erschienen schwarz, dagegen waren die tiefer in der Stadt befindlichen von den Flammen noch beleuchtet und ihre

vergoldeten Kreuze prangten im schönsten Lichte. Mehrere Kirchen, davon dort jede einen Mittel- und vier Ecktürme hat, brannten auch. Dazu denke man sich auf der Südseite der Stadt die vielen tausend Wachtfeuer der Franzosen; von der andern Seite des Flusses her werden sie durch die unzähligen der Russen zu einem feurigen Ringe des Saturnus vollendet. So weit das Auge reichte nur Feuer und Feuer, daß die Nachtwolken rot schimmerten, als wenn der Morgen anbrechen wolle. Selbst die ältesten französischen und polnischen Offiziere, die in Agypten, Italien und Spanien gefochten, haben versichert, nie ein so überwältigend schönes, zugleich so schauriges Schauspiel gesehen zu haben“

Ein anderer Mitkämpfer, Graf Wedel, der als Offizier im 9. polnisch-französischen Chevaulegers-Lancierregiment stand, gibt ein geradezu erschütterndes Bild vom Schauplatze des Ringens: „Am 19. gingen wir über das Leichenfeld von Smolensk. Mehrere tausend Tote bedeckten es, aller Kleidung beraubt, unter den Strahlen der Augustsonne in schnelle Verwesung übergegangen; ein graufiger Anblick. Das Innere von Smolensk war nicht weniger geeignet Entsetzen zu erregen. Die meisten Häuser waren in Flammen aufgegangen, die hölzernen bis auf den Boden verbrannt, die steinernen ganz ausgebrannt. Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt sie aus dem Wege zu räumen, und gleichgültig durch die Gewohnheit des täglichen Anblicks und des eignen Leidens, gegen das, was in andern Zeiten den Gefühllosesten mit Schauer erfüllt haben würde, waren Geschütz, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote und Verwundete hinweggezogen. Die Körper waren zerschmettert, platt gefahren und getreten. Das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeknetet; die Straßen waren wie mit einem dicken, weichen Teppich bedeckt.“

Derjelbe Gewährsmann fährt dann fort in feiner Erzählung und berichtet von Verwundeten, die ſich vor den Flammen retten wollten, aber dann doch verbrannten. Die Schilderung iſt ſo grauſig, daß wir ſie hier lieber übergehen. Alsdann fährt er fort:

„In dieſem Kriege war es überhaupt nicht Sitte, die Leichen zu begraben. Der tägliche Anblick verſtümelter, von den Thieren benagter Körper, das Jammergeſchrei Verwundeter und Sterbender, denen man nicht helfen konnte und an denen man, ohne ihr Flehen zu beachten, vorüberziehen mußte, hatte Herz und Gefühl gegen fremdes Leid abgeſtumpft und verhärtet. Aber der Anblick dieſer bei langſamer Blut geröſteten Menſchen ließ uns dennoch erbeben und machte uns die Haare ſträuben!“

Zu den ſchriftlichen Zeugniffen von Augenzeugen der Ereigniſſe geſellen ſich noch bildliche, die für uns von außerordentlichem Werte ſind, weil ſie die Vergangenheit vor unſern Augen auch an Ort und Stelle aufgenommene Skizzen wieder erſtehen laſſen. Einmal iſt der ſchon mehrfach genannte Abrecht Adam, der ſeine im Felde geſammelten zeichneriſchen Skizzen in einem großen Folioalbum herausgegeben hat, und mit außerordentlicher Treue die ſich vor ſeinen Blicken abſpielenden Ereigniſſe feſtgehalten und wiedergegeben hat. Mit größter Gewiſſenhaftigkeit behandelt er ſtets die Örtlichkeiten. Ganz beſonders iſt dieſer Fall mit Smolenſk, von dem er mehrere Skizzen gemacht hat. Wir ſtehen auf dem rechten Ufer des Dniepr. Vor uns liegt in rauchenden Trümmern eine Vorſtadt, von der nur wenige Gebäude erhalten ſind. Unverſehrt ragt rechts im Bilde eine Kirche, mit einer Kuppel geſchmückt, und dabei ein einzeln ſtehender Turm auf. Jenſeits des Dniepr, der zu tief fließt, um geſehen werden zu können, erhebt ſich auf dem Rücken eines langgezogenen Hügelſ die vieltürmige Stadt, rings von der hohen, zinnengeſchmückten „Tatarenmauer“ umgeben, die in gewiſſen Abſtänden durch Mauertürme verſtärkt iſt. Abgeſehen von den dem Album bei-

gegebenen kurzen Texten, besitzen wir in den Denkwürdigkeiten, die Adam über sein anfänglich so bewegtes Leben verfaßt hat, eine köstliche Ergänzung zu seinen Bildertafeln.

In ähnlicher Weise hat ein württembergischer Artillerieoffizier, Faber du Faur, ein Folioalbum über den russischen Feldzug herausgegeben, und ein Kamerad von ihm, F. v. Kausler, hat die kurzen Texte dazu verfaßt. Auch Faber du Faur widmet den Tagen von Smolensk mehrere Blätter, die uns in ihrer Folge fast wie in einem Kinematographentheater das Schauspiel lebendig werden lassen.

Der Standpunkt ist zunächst der entgegengesetzte wie bei Adam, nämlich der Wallgang, unmittelbar vor der Tatarenmauer zwischen zwei dicken Mauertürmen, die übrigens auf den Adamschen Bildern genau erkennbar sind, trotz der großen Entfernung. Hier hat Marschall Ney selber die Württembergische Batterie aufgestellt. Es ist der Vormittag des 18. August. Die Stadt selbst ist von den Russen verlassen, aber die Vorstadt auf dem rechten Ufer des Dniepr wird von der Nachhut hartnäckig verteidigt. Die Batterie steht in schwerem Kampfe. Die Kanoniere, in der Hitze des Kampfes und bei der Glut des Augusttages halb wahnsinnig vor Durst, haben eine junge Russin gezwungen, mitten im Kugelregen zwei Eimer mit Wasser heranzuschleppen. Einen Gang, den das zitternde Mädchen wiederholt antreten muß. Nun zum folgenden Bilde. Derselbe Standpunkt. Der Schatten, den die Mauer an den großen Mauerturm wirft, deutet die Mittagsstunde an. Die Batterie arbeitet noch immer rastlos. Erdschollen fliegen herum, die von den einschlagenden und wieder aufsteigenden Kugeln emporgeschleudert werden. Die unmittelbare Nähe der Mauer, von der die Geschosse abprallen, ist besonders gefährlich. Auf dem nächsten Bild streift der Blick von dem gleichen Standpunkt über den Dniepr hinüber und zwar auf die Kirche mit dem Kuppeldach und dem einzeln dabei stehenden Turm, der uns schon auf der Adamschen Zeichnung

aussiel. Die Kirche liegt hart am Dniepr. Die Häuser der Nachbarschaft sind bereits heruntergebrannt und dicke, schwarze Rauchwolken ziehen darüber hin. Im Vordergrunde schießt sich württembergische Infanterie mit russischer herum, teilweise hinter



Smolensk nach dem Abzuge der Russen.

den Mauern Deckung suchend. Die bereits länger werdenden Schatten zeigen den Spätnachmittag an.

Das darauf folgende Blatt ist ein kleines Meisterwerk. Es ist zehn Uhr Abends. Wir stehen immer noch in der Batterie unter der Mauer. Die Geschütze haben ihre Arbeit eingestellt, und die Kanoniere geben sich teils der Ruhe hin, teils stehen sie, gefesselt von dem Schauspiel, das sich ihren Blicken bietet, in der Nähe der Geschütze. Im Osten ist am Nachthimmel der Vollmond emporgestiegen und blickt über die Tatarenmauer herüber, aber sein Schein wird verdunkelt durch die Glut, in denen die Vorstadt drüben, jenseits des Dniepr auslodert. Sie spiegeln sich hell in den Fluten. Jene Kirche unmittelbar gegenüber der Batterie

liegt in tiefem Dunkel. Ihre Umrisse heben sich schwarz von dem Flammenmeere los.

Flammen und Blut. Ein Bild rot in Rot. Einstweilen! Später werden wir noch andere Farben brauchen.

Die abziehende russische Armee wurde noch am 19. August bei Valutina Gora in einem wald- und hügelreichen Gelände gestellt und zum Kampfe gezwungen. Napoleon selbst war nicht anwesend, sondern wieder nach Smolensk zurückgeritten. Es wäre an dem Tage möglich gewesen den Russen durch Umgehung ihres rechten Flügels eine sehr empfindliche Schlappe zu versetzen, aber Junot, der Herzog von Abrantes, der hier befehligte, zeigte ein so lässiges Benehmen, daß seine Handlungsweise nur mit der bei ihm später ausbrechenden, also damals wohl sich entwickelnden Geisteskrankheit zu erklären ist.

Hatte der Kaiser in Witebsk es schließlich für verfrüht erachtet, den diesjährigen Feldzug für beendet zu erklären und gemeint, er könne das ebensogut in Smolensk, so mußte er jetzt einen Entschluß fassen. In Napoleon sprach der Feldherr für die Beendigung der kriegerischen Schachzüge, der Staatsmann und der Kaiser aber für die Fortsetzung des Krieges. Das durfte der Kaiser der Welt gegenüber nicht eingestehen, daß eigentlich bis jetzt nicht mehr wie alles fehlgeschlagen war. So lange er das russische Heer noch nicht vernichtend geschlagen hatte, wollte er nicht absteigen. Es war, als wenn ihn eine magnetische Kraft zu diesem Ziele zöge. Er war jetzt auf dem geraden Wege nach Moskau. Das Tor war eingerannt. Das wenigstens hatte er erreicht. Vor den Folgen, wenn die Sache fehlschlug, konnte er die Augen nicht mehr verschließen. Aber fort mit diesen Gedanken! Er mußte ja siegen, mußte triumphierend in Moskau einziehen. Das übrige würde sich schon finden. Er traute seinem alten Glückstern. Also wieder vorwärts!

Borodino, die Schlacht auf der heiligen Heide.


 as stete Zurückweichen der russischen Truppen vor den Heeren der Eindringlinge hatte, obwohl es durch die Umstände dringend geboten war, doch die Mißstimmung des russischen Volkes bis in die höchsten Kreise hinaus derart erregt, daß es der einflußreichen altrussischen Hofpartei gelang, den Kaiser Alexander zu bestimmen, Barclay de Tolly, den man als Fremdling betrachtete, den Oberbefehl abzunehmen und einem Altrossen, dem Türkenfieger Kutusow, zu übertragen. Von dem neuen Manne hoffte man, daß er dem feindlichen Heere den Weg nach der Krönungsstadt Moskau verlegen würde. Kutusow, obwohl persönlich tapfer, besaß keine besondern Feldherrngaben, war aber außerordentlich listig und verschlagen und nicht ohne diplomatisches Geschick. Damals war er bereits 67 Jahre alt. Nichts weniger als eine blendende Erscheinung, gefiel sich der etwas schrullenhafte Mann darin, seinen als Feldherrn entschieden bedeutenderen Vorgänger Suwarow auch äußerlich durch eine gesuchte Nachlässigkeit in der Kleidung und im Benehmen nachzuahmen. 1788 hatte er vor Dschakow durch eine Flintenkugel das rechte Auge verloren. Mit einem alten Rocke ohne Epauletten angetan, die Schärpe lässig über die Schulter gehängt, auf dem Haupte eine schirmlose, alte Ledermütze, war er der Liebling des gemeinen Mannes, dessen Ton er im Umgange gut zu treffen wußte.

Auf Kutusow ruhte also nun die Hoffnung des Russentums. Von Kaiser Alexander, der inzwischen das Heer verlassen und sich nach Petersburg begeben hatte, war er in den Fürstenstand erhoben worden. In der Hauptkirche von Moskau hatte ihn der hundertjährige Metropolit Platon zum bevorstehenden Kampfe eingesegnet und ihm das Bild des russischen Volksheiligen Sergius als schützendes Amulett um den Hals gehängt. So erschien der neue Oberfeldherr nun in den Augen des Volkes, dessen Leidenschaften jetzt aufs höchste entflammt waren, als der geweihte Retter des Vaterlandes. Wahrscheinlich hätte er, von Anfang an an Barclays Stelle, den Dingen kaum einen andern Lauf geben können, nun aber verlangte die allgemeine Stimme von ihm den Schutz der heiligen Stadt der Zaren, dem Ursitz des Moskowitertums, mit seinen reichen Schätzen und Heiligtümern.

Am 29. August traf er bei Zarewo-Saimitsche beim Heere ein und übernahm den Oberbefehl. Er fand aber die dortige Stellung zu ungünstig und entschloß sich nun doch das Heer weiter zurückzunehmen, obwohl er anfangs den Mund etwas voll genommen hatte: „Rückwärts brauchen wir keine Stellungen mehr, wir sind schon zu weit zurückgegangen“. Am 4. September entschied er sich dafür, eine Stellung quer über die große Heerstraße laufend einzunehmen, hinter der Kalotscha, südlich der Stelle, wo sie sich in die Moskwa ergießt. Vor der Mitte der Stellung lag das Dorf Borodino in einer Talschlucht an der Kalotscha und der großen Heerstraße. Südlich davon fließt der Semenowskibach, der den ganz unbedeutenden Kamenkibach ausnimmt. Auf der östlich davon gelegenen Hochebene wurde in der Eile eine Reihe von Verschanzungen angelegt, von denen besonders die nach den Korpsführern benannten Erdwerke zu erwähnen sind, und zwar die Rajewskischanze in dem Dreieck zwischen Kalotscha und Semenowskibach, und die drei kleineren Bagrationsschanzen zwischen Semenowska- und Kamenkibach. Im Vorgelände bei

dem Dorfe Schewardino wurde ebenfalls ein Erdwerk angelegt (siehe die Kartenskizze).

Der Ort, den Kutusow für die Schlacht gewählt hatte, besaß für die Russen eine große Bedeutung. Hieß er doch im Volksmunde die „heilige Heide“, und die uralte Sage ging um, daß es bisher keinem Feinde Rußlands gelungen sei über diese dem Volke ehrwürdige Stätte vorzudringen.

Inzwischen war Napoleon mit seinem Heere über Dorogobusch, Wjasma und Gschatsk nachgerückt. Wohin er kam, fand er nur rauchende Trümmer. Was aber von öffentlichen Gebäuden, namentlich Kirchen, den Flammen entgangen war, wurde seit Smolensk angestaunt. Schien es doch als ob eine andere Welt sich aufgetan hätte. Solche Kirchen mit so vielen Türmen und Türmchen, mit Zwiebeldächern abgeschlossen, die reich vergoldet oder versilbert waren oder in den leuchtendsten Farben prangten, hatte man noch nie gesehen. Auf jedem Zwiebelbache thronte ein vergoldetes griechisches Kreuz über einem Halbmonde, und von den Kreuzesarmen hingen Ketten herab. In den Türmen waren ungezählte Glocken und Glöckchen aufgehängt, aber unbeweglich. Sie wurden durch Hämmer, die mit Stricken bewegt werden, zum Erklingen gebracht. Im Innern der Gotteshäuser glänzten von dem goldenen Grund der Wände steife, dunkle, aber feierlich ernste Heiligenbilder. Im Kirchenraum weder Stühle noch Bänke. Nun standen die Soldaten, deren Wiege an der Garonne oder Seine, am Rhein oder an der Donau, am Po oder Ebro stand, und staunten die halbasiatische Pracht an. Hauptfächlich waren es die meist nur von Holz erbauten Wohnhäuser, die den Flammen zum Opfer fielen. Was aber stehen geblieben war, mutete ebenfalls fremdartig an. Die Häuser waren fast alle aus rohen Stämmen in sogenanntem Blockverbande gezimmert. Mitkämpfer erwähnen häufig in Kriegstagebüchern und Briefen die Fremdartigkeit der Welt, die sie umgab. Das trug wohl nun besonders dazu bei, den Soldaten ins Bewußtsein zu rufen, wie weit sie nun

von der Heimat entfernt waren. Vielsach fing das Heimweh an überhand zu nehmen.

Auf welche Gedanken die Leute vielsach kamen, sich dem Dienste zu entziehen, bezeugt der Sergeant Leisels vom 8. westfälischen Linien-Regiment: „Eine Menge Leute, die gestern noch gesund waren, kamen von irgend einem Kommando, wenn auch nur vom Einholen der Wivaksbedürfnisse, zurück und zeigten abgeschossene Zeigefinger vor! Diese Selbstverstümmelung kam so häufig vor, daß der Befehl gegeben wurde, daß allen, denen der Zeigefinger abgeschossen sei, die Faust abgenommen werden solle, welches auch an mehreren sogleich geschah.“ Daß die Verpflegung sich immer schwieriger gestaltete, darin stimmen alle Berichterstatter überein. Eine treffende Schilderung aus jenen Tagen gibt uns in einem aus Dorogobusch am 27. August geschriebenen Briefe der Westfale v. Loßberg: „Wohin das Auge blickt, sieht man brennende Dörfer und ich finde darin die Bestätigung, daß diese von den Einwohnern, sowie die Armee zurückgeht, verlassen und (wenn auch nicht vorsätzlich) unsrerseits durch Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit angezündet wurden. Letzteres geschieht dadurch, daß in allen Wohnungen der Russen sich Backöfen befinden, diese die Soldaten, besonders die Nachzügler und Freibeuter von allen Armeekorps zum Brotbacken benutzen und das darin ange machte Feuer beim Verlassen derselben nicht wieder auslöschen, welches oft aus Ärger geschieht, weder Menschen noch etwas von Wert in den Häusern gefunden zu haben. Von den zu beiden Seiten der Straße liegenden Schlöffern und adligen Höfen sieht man nur noch die Trümmer, und wenn diese noch nicht abgebrannt sind, so findet man gewiß keine Dielen und keine Möbel, welche nicht aufgehoben oder zerschlagen wären, weil der Sage nach Freibeuter kostbare Gegenstände und Geld darin versteckt gefunden haben sollen. Ebenso ergeht es den Tapeten und Spiegeln, die in tausend Fetzen und Stücken in den Zimmern umher liegen. Das Herz blutet einem, wenn man diese Greuel sieht, welche so

ganz nutzlos und selbst zum größten Nachteil unseres Unterhalts ausgeübt werden, und woraus insbesondere der Nachteil erwächst, daß bis zu unserem Armeekorps, als dem allerletzten in der großen vorrückenden Armee, nur höchst selten eßbare Gegenstände gelangen können, weshalb die Offiziere, welche mit der Herbeischaffung der Unterhaltsmittel für das Regiment beauftragt sind, jetzt auch die Kornfelder, (indem in den Teilen von Rußland, welche wir vom 25. August an passiert haben, die Ernte noch sehr zurück ist) abmähen und selbst die Früchte dreschen lassen. — — — Hierzu kommt endlich noch bei den starken Märschen die vermehrte Schwierigkeit für die Offiziere, die dieses Geschäft haben, das Regiment mit den so beschafften Vorräten wieder zu erreichen, indem, wenn solche nicht in einem höheren Grade Autorität, Besonnenheit und Entschlossenheit besitzen, es ihnen nie gelingen kann, durch die Banden von Nachzüglern und Plünderern aller Nationen (auch selbst von russischen Bauern und Kosaken, welche besonders in den Wäldern und den der Straße zur Seite liegenden Dörfern auf einzelne Leute und kleine Trupps lauern) zu kommen.“ Der lange Brief, dem diese Zeilen entnommen sind, schließt mit einem Stoßseufzer nach dem Frieden: „Eine entscheidende Schlacht kann ihn allein herbeiführen, weshalb diese auch so sehrlich von allen Soldaten, gleichviel ob Franzose, Preuße, Italiener, Pole, Portugiese, Holländer oder Rheinländer, gewünscht wird. Die bei unsrer Vorhut befindlichen zwei preussischen Kavallerieregimenter schlugen sich gegen ihre ehemaligen Verbündeten *) mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit, welches beweist, was echter Soldatenfinn und Manneszucht vermögen.“

Am 1. September hatte Napoleon erfahren, daß nunmehr Kutusow an der Spitze des russischen Heeres stehe. In Gischatsk ließ Napoleon Halt machen, um die zurückgebliebenen Abteilungen heranzuziehen. Nach drei Tagen trat er — also am 4. September — mit dem nunmehr aufgeschlossenen Heere den Vormarsch an.

*) von 1807, gegen die Russen.

Schon am nächsten Tage stießen die Vortruppen bei Schewardino auf die Russen, wo es sogleich zum Kampfe kam, der damit endete, daß die Russen das Vorgelände räumen und sich in die Hauptstellung zurückziehen mußten. Albrecht Adam mag uns in seiner anschaulichen Art und Weise, die so recht den Stempel des Selbst-erlebten trägt, den Tag schildern:

„Der Herbst hatte sich auch gemeldet, und auf die furchtbar heißen Tage folgten kühle Nächte, und es mag dieser schnelle Übergang der Temperatur nachteilig auf mich eingewirkt haben, ich fühlte mich immer noch unwohl und folgte in einem Wagen mit dem übrigen Trosse des Hauptquartiers. Mein Diener mit drei Pferden ritt hinterher. So langsam vorrückend, näherten wir uns am Abend des 5. September jener Hügelreihe, deren Erde mit dem Blute von 40 bis 50 000 Menschen getränkt werden sollte.

Unmutig in eine Ecke des Wagens gelehnt, saß ich und hatte Zeit zum Grübeln und Nachdenken über alles, was seit vier Monaten an mir vorübergegangen, was ich gesehen, erlebt und durchgemacht hatte und alles, was noch kommen kann, als ich plötzlich aus meiner Träumerei aufgeschreckt wurde. Große, leichte Rauchwolken stiegen am fernem Horizonte empor: ich sah Haubitzgranaten in der Luft zerplatzen, eine heftige andauernde Kanonade ließ mich außer Zweifel, daß eine Schlacht beginne.

Wie elektrisiert sprang ich aus dem Wagen, Grübeln und Fieber waren vergessen, Kraft und Leben erwachte in mir. Ich setzte mich zu Pferde und jagte der Richtung zu, wo sich der Kampf entsponnen. Bald erreichte ich das Schlachtfeld von Borodino. Es war der Abend des 5. September: Die Schlacht hatte begonnen.

Welch ein Anblick bot sich hier! Beinahe die ganze russische Armee stand in Schlachordnung auf einer unabsehbaren Hügelreihe, eine Talschlucht, durch die sich ein kleiner Fluß, Kalotscha, schlängelt, trennte die beiden Armeen. Links von uns, etwa eine Stunde entfernt, liegt der unbedeutende Ort Borodino. Auch wir standen auf einem erhöhten Punkte, der uns einen weiten

Überblick über das Ganze bot. — Der Anblick dieses Schlachtfeldes macht einen sehr ernstern Eindruck; es dehnt sich in seinen Hauptumrissen in großen strengen Linien aus, ist aber von vielen Schluchten durchschnitten; der Boden ist kahl, von rötlicher, sandiger Erde, fast ohne alle Vegetation, nur große Strecken von Haselgebüsch finden sich darauf, und düstere Tannenwälder begrenzen den Horizont.

Als ich ankam, hatte das Feuer nachgelassen, und die Franzosen begannen die Kalotscha zu überschreiten. Es herrschte ringsum Stille, die Russen schienen uns trotzig anzuschauen und zu sagen: „Kommt nur her, wir heben den Handschuh auf!“ Den Ernst dieser Szene vollendete der graue, mit schweren Wolken überzogener Himmel und ein rauher Nordwest, der über die Hügel hinblies.

Lange Zeit stand Prinz Eugen auf einem erhöhten Punkte, von welchem man das ganze Gefilde und die Stellung der Russen weit überblicken konnte; eine Batterie, welche abgeprobt hatte, stand vor uns. Die Artilleristen um ihre Geschütze herum richteten mit gespannter Erwartung ihre Blicke in die Ferne auf die zahllosen Feinde vor ihnen. Es war ein feierlicher Augenblick. Welche Gedanken mögen sich da manchem dieser Menschen aufgedrängt, welche Gefühle in ihren Herzen sich geregt haben, denn daß es jetzt Ernst wird und die Stunde gekommen ist, wo durch einen entscheidenden Kampf das Loos über das Schicksal der Armee, vielleicht über die bedeutendsten Staaten Europas fällt, wurde an diesem Tage fast jedermann klar.

Von hier versügte sich der Prinz mehr links nach Borodino. Die Artillerie und die Sapeure des IV. Armeekorps hatten schon eine große Tätigkeit entwickelt, auf einer Anhöhe und auf Kanonenschußweite gegenüber der verhängnisvollen großen Schanze der Russen Erdwälle zu errichten und diesen Punkt, soweit es die Mittel und die Kürze der Zeit gestatten, zu besetzen. Es ist bewunderungswürdig, was Menschenhände in kurzer Zeit auszu-

richten im Stande sind. Die Höhe, auf der wir standen, glich einem Ameisenhaufen. Tausende von Menschen mit Hacken, Schaufeln und den verschiedensten Werkzeugen und Karren verfehen, wühlten in der Erde herum. Eine Brustwehr mit Schanzkörben entstand nach der andern, und bis zum Morgen war eine Redoute für sechs- und dreißig Kanonen fertig. Während dieser Arbeit donnerten die russischen Kanonen aus einer Schanze, welche von den Franzosen noch am Abend nach einem dreimal mißglückten Sturme mit vielen Opfern genommen wurde.*) Der Kampf war äußerst heftig; viele Kugeln schlugen in der Nähe des Platzes ein, an welchem Prinz Eugen unbeweglich stand. Eine riß einen Offizier des Generalstabes, Namens Döberlein (ein geborener Straßburger), dicht neben mir vom Pferde. Das Pferd wurde am Halse getroffen, bäumte sich hoch auf und schleuderte den Reiter rücklings herunter. Wir waren im Gespräch begriffen, ich zeichnete, blickte vom Papiere auf und sagte: „Ich glaube, da kommt was für uns!“ In demselben Augenblick war die Kugel auch da. Prinz Eugen schaute sich um, blieb aber mit gewohnter Ruhe, welche er stets im Feuer bewies, an seinem Platze.

Der Abend war indeffen hereingebrochen und der Horizont mit dichten, schweren Wolken umzogen, kalt und schaurig blies der Wind über die Hügel hin.

Nachts, als Prinz Eugen nach seinem Bivouak zurücktritt, gewährten einen interessanten Anblick die feurigen Bogen, welche die russischen Hohlkugeln, die uns noch immer verfolgten, nach sich zogen und theils in der Luft, theils am Boden explodierten. Eine derselben zerplachte dicht hinter mir; mein Pferd stürzte auf die Knie zusammen; ich glaubte, es sei von einem Granatsplitter getroffen, aber wir waren beide unbeschädigt.

*) Ist die Schanze von Schewardino. Besonders schwere Opfer brachte das 61. französische Linien-Regiment. Als Napoleon am nächsten Morgen das Regiment sah, fragte er, warum es ein Bataillon zu wenig habe. „Sir“, antwortete der Kommandeur, „es liegt in der Schanze“.

Die Nacht vom 5. auf den 6. September brachte ich frierend auf einem Wagen zu. Die Kanonen verstummten allmählich, das Kleinf Feuer aber dauerte die ganze Nacht hindurch und ließ mich wenig schlafen. — —

Am Morgen des 6. September umschleierte ein kalter, feuchter Nebel den Horizont. Er kämpfte einige Zeit mit den erwärmenden Strahlen der Sonne und senkte sich langsam zur Erde wieder,



Vizekönig Eugen und sein Stab bei Schwarzbino.

was einen heiteren Tag verkündete. Von der Morgensonne beleuchtet, sahen wir das russische Heer in einer ungeheuren Ausdehnung in Schlachtordnung vor uns.“

Soweit Adam.

Der 6. September verlief ohne Kampf. Die Heere standen sich kampfbereit gegenüber, wie zwei Ringer, die, ehe sie den Kampf aufnehmen, sich gegenseitig mit den Blicken messen und noch einmal tief Atem schöpfen.

Im russischen Lager vollzog sich an diesem Tage ein Schauspiel, von welchem sich Kutusow tiefen Eindruck auf seine Heer-

scharen versprechen durfte. Der Feldmarschall durchzog die Lagergassen, von einer Popenschar begleitet, die unter frommen Gefängen zwei aus dem Brande von Smolensk gerettete Gnadenbilder trug, darunter ein besonders verehrtes und berühmtes Muttergottesbild. Überall, wo der Zug vorüberkam, lagen die Soldaten, Kreuze schlagend, auf den Knien. Ein Meisterstück volkstümlicher Verehrsamkeit war der Ausruf Kutusow's:

„Brüder und Waffengenossen! Das ehrwürdige Bild, der heilige Gegenstand, den eure Augen erblicken, ruft euch zu, daß Gott im Himmel sich mit der Menschheit gegen den Ruhestörer verbindet. Nicht zufrieden damit, Gottes Ebenbild in Millionen seiner Geschöpfe zu vernichten, bricht dieser Erztyrann, dieser Empörer gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, in unsere Heiligtümer ein, besleckt sie mit Blut, stürzt die Altäre und zwingt uns die Bundeslade des Herrn, das geweihte Heiligtum, allen Entweihungen des Zufalls, allen Stürmen der Elemente und sogar der Besudlung durch ungeweihte Hände auszusetzen. Darum fürchtet nicht, daß der Gott, dessen Altäre so geschändet wurden, von dem Wurme, dem sein allmächtiger Wille aus dem Staube sich zu erheben gestattete, euch überwinden lassen werde. Der Herr hält seinen Schild über euch, und das Schwert des heiligen Michael wird eure Feinde schlagen. In diesem Glauben will ich kämpfen und siegen und sterben, und mit brechendem Auge den Sieg schauen. Soldaten! tut eure Pflicht! Denkt an Weib und Kind, die ihr schützen sollt! Denkt an euren Herrn und Kaiser, der in euch den Nerv seiner Kraft sieht. Ehe sich morgen die Sonne senkt, besiegelt euren Glauben und eure Treue mit dem Herzblute des Feindes auf dem heiligen Boden des Vaterlandes.“

Tränen und Schluchzen antworteten auf die Ansprache. Kutusow hatte den Ton getroffen. Auf seine Kussen, die bis ins Innerste der Seele gepackt waren, konnte er sich verlassen. Auf seine eigene Kriegskunst mochte er einem Napoleon gegenüber

wohl weniger Vertrauen haben, denn klug genug, um dessen Überlegenheit einzusehen, war wohl der alte Feldmarschall, der übrigens geflissentlich im Lager die Sage verbreiten ließ, ein Adler habe an diesem Morgen über seinem Haupte weite Kreise gezogen, was man natürlich als Vorzeichen des Sieges deutete.

Napoleon war am 6. September schon früh um 3 Uhr zu Pferde. Er fürchtete, die Russen, die ihm nun schon verschiedene Male das Spiel verdorben hatten, könnten wieder unter dem Schutze der Nacht abgezogen sein. Von der eroberten Schanze von Schewardino aus überzeugte er sich davon, daß die Russen ihre Stellung noch inne hatten. Den Tag über verbrachte er mit der Ausarbeitung des Schlachtenplanes und der Angriffsbefehle. Der Tag brachte zwei Neuigkeiten für Napoleon. Von seiner Gattin war der Palastoffizier de Beaufset mit Briefen aus Paris eingetroffen. Er überbrachte auch ein Gemälde, das des Kaisers Söhnchen, den kleinen König von Rom darstellte, von Gerards Meisterhand gemalt. Der Kaiser verlangte, so beschäftigt er war, daß die das Gemälde bergende Kiste sofort geöffnet werde. Von Vaterglück strahlend, betrachtete er lange Zeit das Bild und ließ es dann auf einem Stuhle vor seinem Zelte aufstellen, damit es seine Offiziere und seine Garden ebenfalls betrachten konnten.

Die zweite Neuigkeit war weniger erfreulich. Von Marschall Marmont war aus Spanien dessen Adjutant Fabvier eingetroffen und hatte die Nachricht gebracht, daß der Marschall am 22. Juli gegen Wellington bei Salamanca eine Schlacht verloren habe. Jedenfalls lag jetzt die Entscheidung da, wo der Kaiser befehligte. Eine vernichtende Niederlage der Russen konnte alles wieder ausgleichen. Wahrscheinlich von dieser Empfindung beherrscht, nahm der sonst so leicht aufbrausende Kaiser, der gewöhnlich auch die Boten entgelten ließ, was die Herren verbrochen hatten, die Nachricht mit ziemlicher Gelassenheit auf. Aber ganz der alte war Napoleon nicht. Der Verlauf des Feldzuges mit seinen fortwährenden Enttäuschungen hatte seine Nerven arg herunter-

gebracht. Dazu kam eine Erkältung mit Fiebererscheinungen. Die Nacht tat Napoleon vor Aufregung kaum ein Auge zu. Die Sorge, daß die Russen ihm entchlüpfen könnten, hatte ihn schon um Mitternacht aus dem Zelte getrieben, dann warf er sich angekleidet auf das Feldbett. Um 2 Uhr stand er wieder auf und rief der vor dem Zelte stehenden Schildwache die Frage zu, was für Wetter sei.

„Der Himmel ist klar“, antwortete der graubärtige Garderegadier. „Dann werden wir einen Tag wie bei Austerlitz haben“, meinte der Kaiser.

Berschnupft und heißer infolge der Erkältung, ließ er sich einen schwachen Punsch reichen. Morgens um 3 Uhr befahl er das Pferd vorzuführen und bestieg den Schimmel, für den er eine besondere Vorliebe hatte.

Die diensttuende Eskadron folgte, und nun ging es vorwärts in den empfindlich kühlen Morgen hinein bis zu den Vorposten.

Die Russen hatten die Stellungen noch inne. Der Kaiser atmete auf. Er verfügte sich hinter die Linien auf einen Punkt, der eine weite Übersicht gewährte. Die Schlacht, die lang ersehnte kann beginnen!

Die Truppen hatten in aller Frühe das Lager abgebrochen. Heute zum Schlachttage war der Befehl eingetroffen, den Paradeanzug anzulegen. Damals herrschten andere Ansichten als heutzutage. Die alten Vorderlader mit ihrem weit geringeren Wirkungsbereich zwangen die Truppen, wollten sie dem Feinde ernstlich mit der Waffe Schaden tun, auf ziemlich nahe Entfernung heranzugehen. Von Schutzfarbe, Anpassen an das Gelände und dadurch bedingter geringerer Sichtbarkeit der Truppen auf große Weiten war ja keine Rede. Die französische Infanterie marschierte gewöhnlich im Mantel (capote) und trug den mit Bruststrabatten geschmückten Rock im Tornister.

Heute wurde der Rock angezogen, die Wachstuchüberzüge von den Tschakos und Patronentaschen genommen, die Feder-

und Haarbüschel aus den Futteralen gezogen und aufgesteckt usw. Geschmückt sollte heute das Heer dem Tode entgegengehen, wie es auch sonst in den großen Schlachten des napoleonischen Zeitalters üblich war. Die Druckerei des Hauptquartiers hatte einen Aufruf des Kaisers verbreitet, der jetzt den Truppen zugeht und vorgelesen wurde. Das war auch französische Sitte, die freilich manchem Offizier der deutschen Heeressteile recht überflüssig erschien. Wenigstens berichtet der Leutnant Roth von Schreckenstein vom sächsischen Kürassierregiment v. Zastrow von diesem Tagesbefehl: „Für unsere Mannschaft war er ganz überflüssig, denn sie war nicht an Redensarten, nur an unbedingte Gehorchen gewöhnt.“

Nachdem sich der leichte Nebel gesenkt hatte, strahlte die noch tief stehende Septembersonne vom klaren blauen Himmel. „Die Sonne von Austerlitz“, wie Napoleon sagte. Die Luft wehte frisch. Schon seit dem ersten Morgenrauen knatterten Gewehrschüsse auf der ganzen Linie. Auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen marschierte Boniatowski mit den Polen gegen Ulitz und den Wald, an den sich der linke russische Flügel stützte, vor. Davout griff in der Richtung auf die Bagrationschanzen an. Der ausgetrocknete Kamentabach bot kein Hindernis. Die südliche der Schanzen wurde zuerst angegriffen. Der hier erschallende Kanonendonner pflanzte sich auf beiden Seiten fort, und bald war der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt. Um die südliche Schanze wurde sogleich mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Die Divisionen Compans und Desaix wurden gleich im Anfang ihrer Führer beraubt, so daß Marschall Davout die Truppen, die zurückzuweichen begannen, persönlich wieder vorzureißen versuchte. An der Spitze des 57. Linienregiments wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. General Rapp, der, vom Kaiser abgesandt, das 61. Regiment, das erst vorgestern bei der Erstürmung der Schanze von Schewardino so schwer gelitten hatte, vorführte, sank verwundet vom Rosse. Links von Davout

ging Junot mit den Westfalen vor. Endlich gelang es nach zweieinhalbstündigem Ringen den Franzosen, die südliche Schanze zu besetzen. Aber sogleich brach Bagration mit allen zur Verfügung stehenden Truppen wieder vor und warf die Franzosen aus dem Erdwerk heraus.

Mittlerweile machte sich aber der Druck des links von Junot andringenden III. Korps unter Ney bemerkbar. Alle drei Bagrationsschanzen gingen rasch verloren. Bagration ließ Barclay dringend um Unterstützung ersuchen. Alles, was irgend verfügbar war, wurde im Lauffchritte auf die bedrohten Punkte geworfen.

Und es war hohe Zeit als die Hilfe von Barclay eintraf. Die Russen litten unsäglich unter dem furchtbaren Artilleriefeuer der Franzosen. Fürst Bagration, der eben wieder ein frisches Gardebataillon zur Wiedereroberung der Schanzen vorführte, sank, auf den Tod verwundet, zur Erde. So wogte der Kampf hin und her. In der Mittagsstunde hatten die Franzosen die Schanzen zum vierten Male erobert und waren über den Talgrund auf das brennende Dorf Semenowskoje vorgestoßen. Große Kavalleriemassen drangen vor und sollten die Niederlage der Russen an dieser Stelle vollenden. Indessen brachten diese ebenfalls frische Reiterei vor, so daß nun ein wildes Hin- und Herwirbeln der Reitermassen begann. Hier war es auch, wo der König von Neapel, Joachim Murat, der in seiner bunten Phantasietracht eigener Erfindung, die wegen ihrer kunstreitermäßigen Auffälligkeit fast keiner der Verfasser von Denkwürdigkeiten oder Tagebuchblättern zu schildern unterläßt, in große Gefahr geriet. Von russischen Kürassieren verfolgt, mußte er sich durch die offene Kehle einer der Bagrationsschanzen retten und sich dem Schutze der diese verteidigenden württembergischen Infanterie und Jäger anvertrauen. Oft war schon im Laufe des Tages der Ruf nach Unterstützung laut geworden. „Wo bleibt die Garde?“ Napoleon wies alle diese Anforderungen ab. Über das Dorf Semenowskoje hinauszustoßen wollte den Franzosen nicht gelingen. In der

Mitte der Aufstellung blieb indessen die alte und junge Garde in Reserve untätig stehen.

Den linken Flügel der Franzosen befehligte Vizekönig Eugen. Zu derselben Zeit als Davout anbiß, ging Eugen mit den Italienern gegen Borodino vor, das von den russischen Gardejägern vertheidigt wurde. Das Dorf wurde genommen und im ersten An-



Die Schlacht bei Borodino. Murat, von russischen Kürassieren verfolgt, sucht Schutz bei den Württembergern.

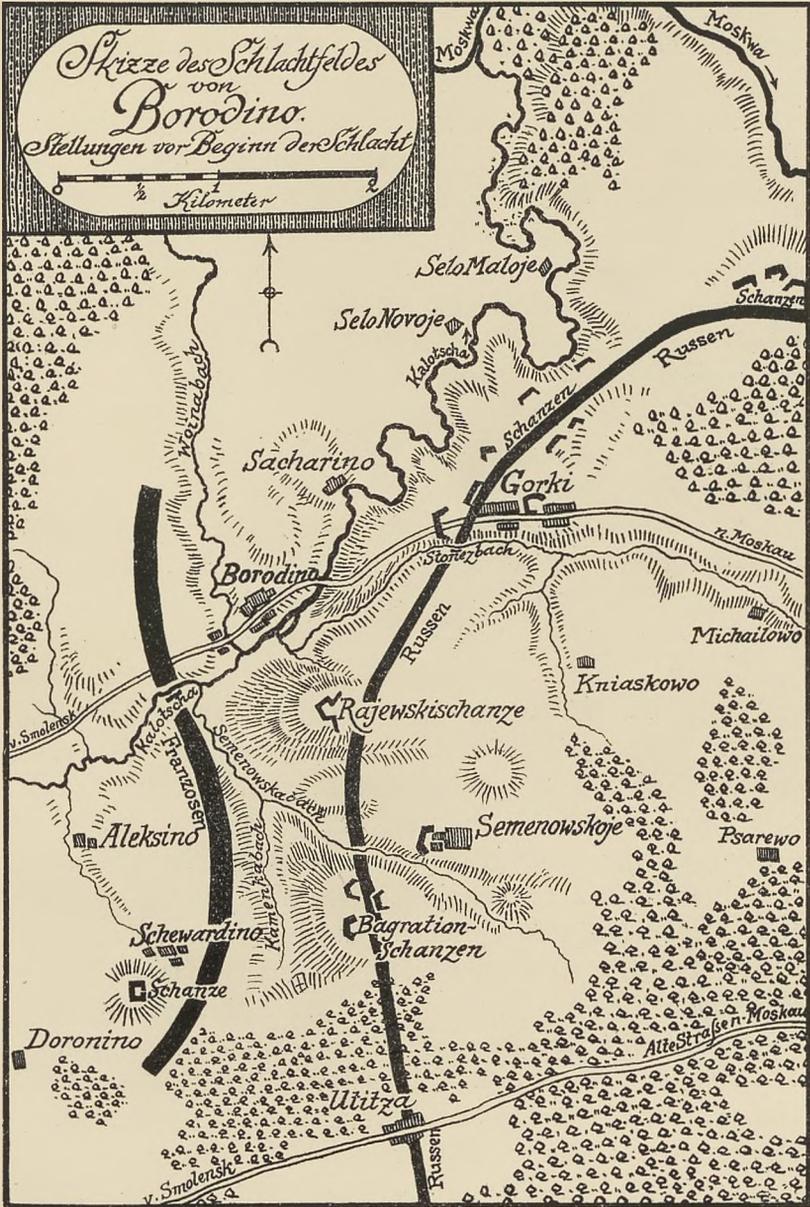
lauf die Höhe von Gorki erstürmt. Barclay, der hier persönlich eingriff, warf aber den Feind über die Kalotschabrinde zurück, ohne jedoch Borodino selbst wiedererobern zu können. Eugens Angriffe richteten sich jetzt gegen die Rajewskischanze. Verschiedene Stürme wurden blutig abgewiesen. Das 30. französische Linien- und das 2. badische Infanterieregiment drangen zuerst in die Schanze ein, als die Russen ihr Geschützfeuer aus Mangel an

Schießbedarf einstellen mußten. Aber lange sollten sich die Franzosen des Besitzes nicht erfreuen, denn General Fermolow stürzte mit frischen Kräften vor und nahm die Schanze wieder.

Die darin befindliche Division wurde niedergemacht. Ihr Befehlshaber, General Bonami, blutete aus zwanzig Wunden. In dem Gelände zwischen der Rajewskischanze und Semenowskoje drangen jetzt frische französische Infanteriemassen vor, die wirksam von einer starken Artillerie unterstützt wurden. Zu rechter Zeit erschien hier der russische General Prinz Eugen von Württemberg mit vier Infanterieregimentern, die unter furchtbarem Verluste dem Vordringen der Franzosen Schranken setzten. Der Augenblick war sehr gefährlich gewesen, denn viel fehlte nicht daran, daß die Franzosen die russische Schlachtklinie hier durchstoßen hätten.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als Napoleon den Befehl zu erneutem Angriffe auf die Rajewskischanze gab. Die Russen, die die neuen Massen heranwogen sahen, zogen ebenfalls heran, was irgend noch einzusetzen war, so die schönen Garderegimenter Preobrafschenst und Semenowsk.

Das Kavalleriekorps Montbrun hatte inzwischen, im Semenowskagrunde haltend, seinen wackeren Führer, den General Montbrun, durch einen tödlichen Schuß verloren und war dann in die Höhe gestürzt unter Führung des jüngeren Calaincourt, eines Bruders des Oberstallmeisters und Günstlings des Kaisers. An der Schanze angelangt, stürzte auch Calaincourt an der Spitze des 5. französischen Kürassierregiments tödlich getroffen vom Pferde. Den Kürassieren gelang es durch die offene Kehle in die Schanze einzudringen. Sie konnten sich aber nicht darin halten und wurden unter fürchterlichen Verlusten wieder herausgedrängt. Da erging nun gegen 2 $\frac{1}{2}$ Uhr von Napoleon an das Kavalleriekorps Latour-Maubourg der Befehl, aus dem Semenowskagrunde vorzubrechen und den Angriff des Bizekönigs Eugen auf die Rajewskischanze zu unterstützen. Sofort ging die 7. schwere



Kavallerie=Division gegen die Höhe vor, die sächsisch-polnische Brigade Thielemann an der Spitze, dahinter die westfälische Kürassier=Brigade Lepel. Die Regimenter entwickelten sich zum Angriff. Am rechten Flügel das polnische Kürassierregiment, in der Mitte die sächsischen Zastrow=Kürassiere und links das sächsische Garde du Corps=Regiment, eine auserlesene Truppe. Als diese heute Morgen in den Strahlen der Frühsonne im Paradeanzug, gelben Röcken mit blauen Kragen, gelbmetallenen Römerhelmen mit schwarzer Raupe und hohen Kanonenstiefeln an Murat vorüberzog, während ihr treffliches Trompeterkorps das Schillersche Reiterlied „Wohlauf Kameraden außs Pferd, außs Pferd! Ins Feld in die Freiheit gezogen!“ in die klare Morgenluft schmetterte, da waren die französischen Garden in hellen Jubel ausgebrochen.

Nun geht es in die teilweise ziemlich steile Höhe hinauf. Die Gardes du Corps haben die Richtung auf die Rajewskischanze, die andern beiden Regimenter auf die daneben haltende Infanterie. — —

Furchtbar wüthen die Kartätschlagen unter den Reitern. Nun sind sie heran. Mit kühnem Satz nimmt weit voraus der Adjutant von Minkwitz von den Zastrow=Kürassieren, der die Sturmrichtung angeben sollte, den Graben und spornt sein Pferd an, die von Kugeln durchwühlte und zum Teil zerfallene Brustwehr zu erklimmen. Ihm nach dringt das Regiment Garde du Corps, theils über den Wall, theils durch die offene Kehle des Werkes. Abteilungen der Zastrow=Kürassiere schließen sich an. Im Innern entspinnt sich ein entseßlicher Kampf mit der russischen Besatzung. Die Reiter werden teilweise wieder herausgedrängt, aber eine Anzahl kämpft in der Schanze weiter — Pallasch gegen Flinte, Bajonettstich, Kolbenschlag. Als jetzt die Infanterie Eugens die Schanze ersteigt, findet sie darin die kämpfenden sächsischen Reiter. Der tapfere Verteidiger des Erdwerkes, Likatschow, liegt schwer verwundet am Boden. Die herrlichste Reitertat des ganzen

Feldzuges! Murat, der in der Nähe der Sachsen vom Pferde gestiegen ist, umarmt General Thielemann auf der blutgetränkten Wahlstatt.

Die französische Geschichtsschreibung hat den Sachsen freilich den Ruhm für diese Tat vorenthalten. Das war bei den Franzosen nun einmal nicht anders. Napoleon ist sicher über den Vorgang genau unterrichtet gewesen, das beweist der Umstand, daß die beiden sächsischen Regimente 19 Kreuze der Ehrenlegion erhielten, ein Orden, mit dem der Kaiser den Verbündeten gegenüber sonst nicht sehr freigebig war. Aber der Schlachtbericht Napoleons, das 18. „Bulletin“, erkannte Caulaincourts Kürassieren die Ehre der Schanzeneroberung zu. Die Verbündeten durften wohl ihr Leben hingeben, aber den Ruhm steckten die Franzosen ein. Immer wieder mußten ihre Bundesgenossen hören, wenn es sich um irgend einen Vorzug handelte, sei es Lebensmittelempfang, Verteilung von Schuhwerk usw.: „La grande nation a toujours la préférence. (Die große Nation hat immer den Vorrang)“. So nahmen die Franzosen auch den Ruhm als Vorrecht für sich in Anspruch.

Das Herz blutet einem, wenn man an die hingebende Treue der deutschen Truppenteile denkt, die so schmachvoll gelohnt wurde. Ein einziges Beispiel dafür. Die sächsischen Reiterregimente und die rechts von ihnen vorgehenden polnischen Kürassiere hatten nach der Wegnahme der Schanze noch lange nicht Feierabend. Sie mußten sich gegen die feindlichen Bataillone wenden, denen noch russische Kürassiere und Dragoner zu Hilfe kamen, so daß sie schließlich, ganz durcheinander gekommen, unter großen Verlusten Schutz unter dem Feuer der jetzt in der Schanze liegenden französischen Infanterie suchen mußten. Als hier General v. Thielemann den verwundeten und blutbedeckten Major v. Schönfeld von den Zastrow-Kürassieren aufforderte, sich verbinden zu lassen, weigerte sich der Genannte und meinte erst nach langem Zureden: „Sie glauben also, daß ich nun, unbe-

schadet meiner Ehre, zurückreiten kann?“ Thielemann antwortete ihm: „Ich glaube es nicht bloß, ich befehle Ihnen zurückzureiten!“

Mit der Eroberung der Rajewskischanze war der Tag entschieden.

Von den Polen unter Poniatowski war auf dem äußersten rechten Flügel schon seit 6 Uhr morgens gestritten, das Dorf Utiša genommen und wieder verloren worden. Erst als die Württemberger zu Hilfe kamen, konnte es wiedererobert und gehalten werden. In dem Waldgelände, das eine Übersicht unmöglich machte, wurde dann den ganzen Tag gekämpft und endlich der russische linke Flügel zurückgedrängt.

Davout hatte, die Schwäche dieses Flügels erkennend, dem Kaiser vorgeschlagen, durch eine große Umgehung hier die feindliche Stellung unhaltbar zu machen, was sicher viel Blut erspart hätte. Aber Napoleon hatte diesen Plan zurückgewiesen, weil dadurch die Russen hätten veranlaßt werden können, die Stellung aufzugeben und nur um einen gesicherten Rückzug zu kämpfen. Und die Schlacht war ja seit Monaten das heißersehnte Ziel seiner Gedanken.

Nun hatten sich die Schatten der Nacht herniedergesenkt. Die Schlacht war geschlagen, bei Borodino, auf der heiligen Heide, oder wie die Franzosen sie nennen, die Schlacht an der Moskwa (la bataille de Moskowa)*), obwohl an diesem weiter nördlich liegenden Flusse gar nicht gekämpft wurde. Im Gegenteil, Kutusow hielt hier die Stellung besetzt, während seine Mitte und sein linker Flügel zurückgedrängt worden war.

Das war das Ergebnis der Schlacht, die doch ein wesentlich anderes Gesicht zeigte, als der Tag von Austerlitz, der 1805 dem Kriege mit einem Schlage ein Ende machte.

*) Die Häufung der Mitlauter in der Mitte des Wortes ist den Franzosen anscheinend zu unbequem gewesen. Sie schieben darum ein zweites o ein, das sie überdies noch betonen „Moskówa“.

Unter dem Schutze eines dichten Nebels waren am Spät-
 abend die Franzosen aus der unmittelbaren Nähe des Feindes
 zurückgegangen. Kutusow's Heer hatte furchtbar gelitten und
 seine Truppen waren stark durcheinander gekommen, das ist wahr.
 Die Kampffähigkeit seines Heeres war wohl stark herabgesetzt,
 aber nicht gebrochen. Die Verluste der Russen werden auf
 52 000 Mann geschätzt. Die zahlenmäßige Überlegenheit des
 Feindes veranlaßte Kutusow am Morgen des 8. September vor
 Tagesanbruch den Rückzug anzutreten.

Den Franzosen hatte der entsetzliche Tag 28 000 Mann ge-
 kostet. Der Tag gehörte zu den blutigsten der Kriegsgeschichte
 überhaupt. Die Schlacht von Eylau, die verlustreichste der
 napoleonischen Kriege, war noch überboten. Auf Seiten der
 Franzosen und ihrer Verbündeten fielen allein 12 Generale,
 37 Generale wurden verwundet. Diese Zahlen sprechen für sich
 schon eine beredte Sprache.

Man hat damals schon im Heerlager, wie v. Loßberg und
 andere berichten, Napoleon getadelt, daß er nicht durch Einsetzen
 seiner Garde den Sieg rechtzeitig an sich gerissen und die Nieder-
 lage der Russen vollendet habe. Kriegskundige haben seitdem
 diesen Vorwurf oft wiederholt.

Der Kaiser war allerdings, wie schon angedeutet, gesundheits-
 lich an dem Tage nicht auf der Höhe. Er, der sonst in der Schlacht
 überall selbst hineilte, wo die Entscheidung fallen sollte oder
 Stockungen eintraten, hat sich am Tage von Borodino kaum
 von seinem Standpunkte wegbegeben. Nur einmal, als es plöz-
 lich hieß, die Russen hätten Bizerkönig Eugen auf seiner linken,
 ungedeckten Seite angefallen, was allerdings leicht mißlich
 werden konnte, war er auf die Stelle hingeeilt. Zum Glück für
 die Franzosen war zu diesem Flankenangriff von den Russen nur
 Reiterei verwendet worden, die in das gut verteidigte Dorf
 Borodino nicht einzudringen vermochte und abgewiesen wurde.
 Das Verhalten des Kaisers hat, wie gesagt, so manchen Tadler

gefunden. Sagt doch sogar ein Mitkämpfer, General Dedem de Gelder, „niemals war Napoleon weniger groß, als an jenem Tage“.

Andererseits darf man doch seine sehr schwierige Lage nicht außer acht lassen. Der Zustand seines Heeres war ihm genau bekannt, nur zu genau. Wenn v. Suckow erzählt, daß es bei den Westfalen bereits vor der Schlacht Kompagnien gegeben habe, die nur noch sechs bis acht Feuergewehre stark waren, darf man wohl annehmen, daß auch bei anderen Truppen ähnliche Zustände geherrscht haben.

Die gutgepflegten Garden, die immer mit dem Kaiser in Städte gelegt worden waren, während die andern draußen freilagern mußten, die die beste Verpflegung erhalten hatten, während die andern hungerten, diese Garden waren die einzige annähernd frische Truppe, die ihm zur Zeit noch zur Verfügung stand. Die letzte Reserve, die noch einzusetzen war, bestand aus dem Korps des Marschalls Victor, das eben drei Tage vor der Schlacht, den Njemen überschritten hatte und dem Smolensk als Marschrichtung angewiesen war. Vorläufig war auf dieses Korps also noch nicht zu rechnen.

Als während der Schlacht Davout, Murat und andere Führer in den Kaiser drangen, durch die Garde eine rasche Entscheidung herbeizuführen, und Napoleon geneigt schien, den entsprechenden Angriffsbefehl zu geben, da erlaubte sich sein alter Kampfgenosse Bessières ihm zuzurufen: „Sir, ich möchte mir gestatten daran zu erinnern, daß wir in diesem Augenblicke 800 Meilen von Frankreich entfernt sind“.

Der Kaiser versank in kurzes Nachdenken und äußerte dann sehr ernst: „Ich werde meine Garde nicht vernichten lassen. 800 Meilen von Frankreich setzt man seine letzten Hilfskräfte nicht auf Spiel“.

Was Napoleon nach der Schlacht von seinem Heere übriggeblieben war, betrug nur noch wenig über 100 000 Mann. Jetzt

gab es nur das eine Ziel, Moskau. Die Welt sollte indessen durch klangvolle Siegesberichte über die keineswegs rosige Lage hinweggetäuscht werden. In Siegesberichten, die es wenig genau mit der Wahrheit nahmen, war Napoleon ja Meister. Nun hatte der Kaiser ja die erwünschte Schlacht geschlagen. Damit wie ehedem die Erinnerung an den Sieg auch in den Titeln eines seiner Generale erhalten blieb (wie Herzog von Auerstädt, Herzog von Elchingen usw.), ernannte er Marschall Ney zum Fürsten*) von der Moskwa.

*) Der Fürstentitel (prince) hat in Frankreich den Vorrang vor dem Herzogstitel (duc).

Die Opferflammen von Moskau.

Das russische Heer ging auf Moskau zurück. Am 13. September hatte die Armee die Höhen vor der Stadt erreicht und dort eine Verteidigungsstellung eingenommen. Die Stellung schien Kutusow derart ungünstig, daß er beschloß sie aufzugeben. Der Gedanke, die für alle Russen so ehrwürdige Stadt mit ihren Heiligtümern und Schätzen ohne Kampf dem Feinde zu überlassen, mochte ihm wohl hart ankommen, und außerdem mochte er wohl so wenig die Verantwortung tragen wollen, in ungünstiger Stellung eine sicher von vornherein verlorene Schlacht zu schlagen, als die alte Zarenstadt der Moskowiter ohne weiteres dem Feinde zu überlassen. Er berief deshalb einen Kriegsrat, dem er schließlich darlegte, daß er dem Zaren zunächst das Heer, als die wichtigste und einzige Waffe, erhalten müsse. Durch den Beschluß des Kriegsrates, dem Zaren sowie dem Altrussentum gegenüber gedeckt, befahl er den Rückzug und Durchzug des Heeres durch Moskau, der noch in der Nacht vom 13. zum 14. September begann.

Der Gouverneur von Moskau, Fürst Kostopschin, hatte am 11. September einen Aufruf erlassen, in dem er verkündete, daß das Russenheer den letzten Blutstropfen verspritzen würde, ehe es das heilige Moskau preisgebe.

Nun zog das russische Heer durch die Straßen der Stadt, Infanterie, Reiterei, endliche Züge von Geschütz, Schießbedarf, Wagen mit Verwundeten! Die Stadt war aufgegeben.

Da faßte Krostopschin einen Entschluß, — entseßlich, unbarmherzig, aber doch von einer herben klassischen Größe. Es erging noch in der Nacht der Befehl an die 300 000 Menschen zählende Einwohnerschaft, sofort die Häuser zu verlassen und Moskau zu räumen.

Von Haus zu Haus eilten die Boten, die beklagenswerten Einwohner weckend. Mit Schnelligkeit waren natürlich die Fuhrwerke vergriffen. Männer, Weiber, Kinder, Greise, Kranke und Elende, alles raffte die wertvollste Habe oder auch in der Bestürzung des Augenblicks den wertlofefen Plunder zusammen, während draußen noch die Geschütze vorüber rasselten und die Verwundeten auf den Fuhrwerken ächzten und stöhnten. Die Polizei stand an den Toren der Stadt und wies den weinenden, Hab und Gut im Stiche lassenden Einwohnern die Wege an, die sie einschlagen sollten, weil gewisse Straßen für die Truppen frei bleiben mußten.

Raum aber hatten die Einwohner die Häuser verlassen, als zurückgebliebenes Gefindel überall zu plündern begann. Von 300 000 Bewohnern der Stadt sollen nur 14 000 zurückgeblieben sein, besonders der Pöbel, der nichts zu verlieren hatte, und fremde Kaufleute.

Am nächsten Vormittage verließ auch Krostopschin die Stadt. Ein Mitkämpfer auf russischer Seite, der Oberstleutnant v. Wolzogen, ritt in seiner Nähe. Als Wolzogen eine große Menge von Fuhrwerken unter Militärbedeckung sah, sprengte er hinzu und bemerkte, daß es die Moskauer Feuersprizen waren. Er wandte sich an Krostopschin mit der Bitte um Aufklärung, warum er die Sprizen mit fortführe. „Dazu habe ich meine guten Gründe“, war Krostopschins Antwort. „Indessen für meine Person habe ich nichts aus der Stadt mitgenommen, als das Pferd, das ich reite und den Anzug, den ich auf dem Leibe trage.“

Von Seiten der Franzosen war Murat mit seiner Reiterei von Borodino her den Russen an der Klinge geblieben und hatte mit ihrer Nachhut mehrfach ernstliche Kämpfe zu bestehen gehabt.

Als die Spitzen des französischen Heeres vor Moskau anlangten, erschien ein russischer Unterhändler, der versprach, daß die Russen die Hauptstadt ohne Kampf räumen würden, wenn die französischen Truppen den Abzug der Truppen nicht behelligen würden. Der Vorschlag wurde angenommen. Die Vortruppen der Franzosen folgten der russischen Nachhut auf Pistolenschußweite, ohne daß gekämpft wurde.

Am 14. September erschien Napoleon, der voller Ungeduld sich zu den Vortruppen begeben hatte, vor Moskau, wo er um 2 Uhr nachmittags auf dem Poklonberge, der einen schönen Blick auf die Stadt bietet, anlangte.

„Da ist sie endlich, die berühmte Stadt! — Es war auch Zeit!“ Dieser Stoßseufzer mochte wohl dem Kaiser von Herzen kommen.

Am Dragomilowschen Tore erwartete er die Abgesandten der städtischen Körperschaften, die ihm die Schlüssel der Stadt mit der Bitte um Schonung überreichen sollten. So war er es ja gewohnt. In dieser Weise waren ja alle Hauptstädte der überwundenen Länder verfahren. Er wartete — aber er wartete vergebens. Endlich brachte ein Offizier die Nachricht, daß Moskau von den Einwohnern verlassen sei. — Das klang ja unglaublich. Er rief den Generalintendanten Daru heran und gab ihm den Auftrag sich von der Wahrheit der Meldung zu überzeugen, aber als ob er den Gedanken daran nicht fassen könne, befahl er die Abgesandten zur Stelle zu schaffen: „Holen Sie mir die Bojaren her“.

Daru überzeugte sich davon, daß Moskau bis auf Böbelhausen und einige Kaufleute verlassen sei, und um dem Befehle zu genügen, brachte er von letzteren einige Leute mit, von denen der Kaiser sich aber enttäuscht abwandte.

Die Enttäuschungen sollten anscheinend in dem Feldzuge kein Ende nehmen.

Für diese Nacht nahm Napoleon in der Vorstadt Quartier.

Der erste Eindruck Moskaus wird von den Feldzugsteilnehmern als überwältigend geschildert. Abrecht Adam mag uns von der Ankunft vor der Stadt erzählen: „Der Weg führte uns durch ein Hügelland, mitunter recht romantische Gegenden, an hübschen Landhäusern vorbei. Die zunehmende Kultur deutete darauf hin, daß wir uns der Hauptstadt näherten. Am 14. Sep-



Napoleon vor Moskau.

tember abends lag sie vor unsern Augen. Ungefähr eine kleine deutsche Meile vor Moskau kamen wir auf einer eigentümlich gesformten, nach rückwärts mit Schluchten und schlechten hölzernen Häusern umgebenen beträchtlichen Höhe an. Diese bestieg der Prinz (Vizekönig Eugen) mit seinem Gefolge. Wer kann den Eindruck schildern, als die ganze ungeheure Zarenstadt mit ihren unzähligen Türmen, Kirchen und vergoldeten Kuppeln vor unsern Blicken sich ausbreitete! Der Himmel tat sich, nachdem er den ganzen Tag mit grauen Wolken bedeckt gewesen, am Abende

auf, und die goldnen Kuppeln und das große Kreuz, das den Kreml zierte, warfen die Strahlen der Abendsonne zurück, die das Zauberbild verklärte. Endlich lag das ersehnte Ziel vor uns! Mir pochte das Herz bei dem Gedanken: „Morgen schon werden wir dort einziehen!“ Unwillkürlich fielen mir die Kreuzfahrer ein, so oder ähnlich, dachte ich, muß es diesen zu Mute gewesen sein.

Zwar stieg schon am äußersten Ostende der Stadt, das der Saum eines Waldes bedeckte, eine ungeheure Rauchwolke himmelhoch empor; aber man tröstete sich, daß es wahrscheinlich ein Magazin sei, das der Feind in Brand gesteckt habe.“

Der Anblick einer Feuersbrunst oder von Rauchsäulen war ja in diesem Kriege etwas so Alltägliches geworden, daß niemand dieser Erscheinung besondere Beachtung schenkte. Steckten doch sogar die Kosaken der russischen Nachhut auf dem Wege von Borodino nach Moskau die Korngarben auf den Feldern in Brand, wie der württembergische Regimentsarzt Heinrich von Noos berichtet, der zu der französischen Vorhut gehörte, die bereits am 14. September in Moskau einrückte und durch die ganze Stadt zog, um jenseits derselben mit den abziehenden Russen Fühlung zu behalten. Sein Bericht dürfte deshalb von besonderem Interesse sein.

„Das zehnte polnische Husarenregiment, unter Oberst Uminski, rückte zuerst in die Stadt. Darauf folgten die preussischen Ulanen, die ein Major von Werder kommandierte, dann kamen die württembergischen Jäger zu Pferde, zu denen ich gehörte. Hinter uns ritten die vier französischen Husaren- und Jägerregimenter unserer Division, mit uns war wieder reitende Artillerie, und andere Divisionen folgten.

Die ernste Aufmerksamkeit auf das, was sich nun ergeben würde, der Gedanke nach so vielen Leiden, Entbehrungen und Mühen, diesen Tag erlebt zu haben, und zu den ersten zu gehören, die in diese interessanten Mauern einzogen, ließ uns das Vergangene jezt vergessen.

Mehr oder weniger war jeder jetzt von Siegerstolz erregt, und wo solcher sich nicht zeigte, fehlte es nicht an Offizieren und alten Kriegern, die die Wichtigkeit des Ortes und der Zeit durch ernste Worte geltend zu machen wußten.

Es war an unsere Division der strengste Befehl gegeben worden, daß unter keinem Vorwand, bei unausbleiblicher Todesstrafe, es jemand wagen sollte, abzusitzen oder aus den Reihen zu reiten. Uns Ärzten wurde dies ebenso nachdrücklich eingeschärft, als den Linien selbst, und wir fanden für gut, diesem Befehle Gehorsam zu leisten.

Während wir die Straße bis zum Flusse Moskwa durchritten, war keine menschliche Seele von Einwohnern zu sehen. Die Brücke war abgerissen; wir ritten durchs Wasser, das die Kanonen bis zur Achse und unsere Pferde bis über die Knie benetzte. Jenseits des Flusses trafen wir einige Menschen an, die unter ihren Türen und Fenstern standen, jedoch schienen sie nicht sonderlich neugierig zu sein. Weiterhin fanden wir schöne Gebäude von Stein und von Holz aufgeführt, mitunter auch Herren und Damen auf Balkonen.

Unsere Offiziere grüßten freundlich; es wurde artig wieder begrüßt. Doch sahen wir immer noch sehr wenig Einwohner, und bei den Palästen nur Leute, die wie Dienerschaft aussahen. Tief in der Stadt trafen wir auf müde russische Soldaten, Nachzügler zu Fuß und zu Pferde, auf nachgebliebene Bagagewagen, graue Schlachtochsen und dergleichen. Alles dies ließ man passieren. Unser Marsch ging langsam mit vielen Krümmungen durch die Straßen, in denen die Menge der Kirchen, ihre uns fremde Architektur, besonders die Mehrzahl der Türme und deren äußerer Schmuck, sowie auch manche schöne Paläste, mit Gärten umgeben, unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wir kamen über einen Marktplatz, fanden dessen hölzerne Buden offen, die Waren in Unordnung zerstreut und auf der Straße herumliegend, als ob Plünderer vor uns da gehaust hätten. Unser Zug ging sehr lang-

jam vorwärts; öfter wurde halt gemacht, und während solchem bemerkten und witterten die Unsrigen, daß die in den Straßen liegenden, nachgebliebenen und schlafenden Russen Branntwein in ihren Feldflaschen hatten. Da sie nicht absteigen durften, so wußten sie mit den Spitzen ihrer Säbel die Riemen, mit denen dieselben an die Tornister befestigt waren, abzuschneiden und die Blechflasche mit den an den Säbelspitzen angefeilten Häkchen zu sich aufs Pferd zu bringen. Auf die kunstgewandte Weise erhielt man Branntwein, der seit geraumer Zeit eine Seltenheit war.

Murat ritt an unsern Reihen bald rück-, bald vorwärts, war äußerst ernst und tätig, und wo er nicht selbst hinkam, da waren seine Blicke. Er war an der Spitze, als wir zwischen großen, alten Gebäuden am Arsenal anlangten. Dieses stand offen, und Menschen verschiedener Art, meist von häuerischem Aussehen, trugen Waffen heraus, andere drängten sich hinein. In der Straße und auf dem Platze, wo wir jetzt halt machten, lagen viele, meistens neue Waffen verschiedener Art umher. Es kam unter der Pforte des Arsenal zu einem zänkischen Wortwechsel der Adjutanten des Königs mit denen, welche diese Waffen heraustrugen. Von ersteren ritten einige herein, und der Wortwechsel wurde sehr laut. Mittlerweile wurde bemerkt, daß auf dem Platze hinter dem Arsenal viel Volk in lärmender Unruhe versammelt war. Dieses und das, was am Arsenal vorging, veranlaßte den König, am Eingang zu dem Platze unsere Kanonen auffahren und losbrennen zu lassen. Drei Schüsse waren nur nötig, und der Volkshaufe zerstreute sich in unglaublicher Eile nach allen Richtungen hin.“

Außer diesem Zusammenstoße, der nach andern Berichten einem Adjutanten Murats das Leben gekostet haben soll, verlief der Durchzug durch Moskau ohne Fährlichkeiten.

Am 15. September hielt Napoleon seinen Einzug in Moskau. Die Truppen bildeten Spalier, in den Querstraßen waren Geschütze aufgefahren, bei denen die Bedienungsmannschaft mit

brennender Lunte stand. Ein recht trübseliger Einzug, denn die sich drängenden und stoßenden Menschenmassen, die der Kaiser bei solchen Anlässen zu sehen gewohnt war, fehlten ganz. So nahm der Kaiser Besitz vom Kreml, dem riesenhaften alten Zarenschlosse, wo er übrigens recht unbequem untergebracht war. Hatte es am Vorabend schon gebrannt, so mehrten sich die Feuerbrünste. Aus allen Richtungen kamen Meldungen über den Ausbruch großer Brände, die sich ohnedies weithin durch mächtige Rauchsäulen kenntlich machten. Der Ausbruch der Feuerbrünste in allen Stadtteilen ließ auf ein planmäßiges Brandlegen schließen. Nun war das Heer in der Hauptstadt angelangt, die von gewaltiger Ausdehnung einen Haupthandelsplatz bildete, mit riesigen Magazinen, gefüllt mit Tuch, Leinenwaren, Pelzen, Leder, Mehl, Früchten usw., kurz und gut mit allem, was das so stark mitgenommene Heer so dringend bedurste, das hier sein Winterlager aufschlagen wollte. Nun erhob sich riesengroß eine Gefahr, an die man nicht gedacht hatte, an die zu glauben man sich erst scheute, bis man den Glauben in Händen hatte. Die Bauart der Stadt begünstigte das Umsichgreifen der Brände ganz außerordentlich, da die meisten Wohnhäuser aus Holz bestanden. Die Bestürzung des Heeres war allgemein. Das Plündern war anfänglich verboten, doch ließ sich bei der riesigen Ausdehnung der Stadt die Aufrechterhaltung des Gebotes nicht überwachen. Es wurde, nebenbei gesagt, von Anfang an recht tüchtig geraubt. Als nun alles in Flammen aufzugehen drohte, sagte man sich mit einer gewissen Berechtigung, daß man wenigstens für die Erhaltung des Heeres zur Bergung der bedrohten Güter schreiten müsse. Das mochte richtig sein, wenn es planmäßig und unter Aufsicht geschehen wäre. Aber wie die Dinge nun einmal lagen, war nicht daran zu denken. Das ausgehungerte und abgerissene Heer, dem sich hier die lang entbehrten Genüsse boten, war nicht zu halten. Es war wie ein Taumel, wie ein Rausch, der jetzt über die Soldaten kam. Wie das immer bei solchen Gelegenheiten zu

gehen pflegt, wurde noch mehr vernichtet, wie geraubt. In den großen Kellereien zerstückte man die Fässer, wenn man sich toll und voll getrunken hatte. Wein und Branntwein flossen in Strömen, während die Soldaten betrunken umher lagen. Andere Berauschte begingen die scheußlichsten Ausschreitungen. Die unglücklichen Einwohner, die etwa zurückgeblieben waren, erlitten die grausamste Behandlung. Von Hagier entflammt, stürzten Soldatenbanden von Haus zu Haus. Die Türschlösser wurden durch Gewehrschüsse aufgesprengt. Selbst die Grüste der Kirchen wurden durchwühlt, wie die der St. Michaelskathedrale, wo die Grenadiere der alten Garde mit Fackeln in den Händen die Ruhestätte der Zaren nach Schätzen absuchten. Das Schlimmste vom militärischen Standpunkte aus war, daß alle Mannszucht aufhörte. Aber die meisten Vorgesetzten trieben es selbst nicht besser. Mag uns ein Feldzugsteilnehmer, der Sergeant Bénard vom 4. französischen Linienregiment, seine Erlebnisse berichten:

„Die Plünderung war erlaubt und wurde gut geheißt, da die Gegenstände, die man mitnahm, doch ein Raub der Flammen geworden wären. Aber bisher hatten einzig die Truppenteile, die in der Stadt lagen, sich dieses Vorteils zu erfreuen. Bei der Unzulänglichkeit der Versorgung unseres Korps mit Lebensmitteln, hielten unsere Vorgesetzten es für rätlich, uns nicht unseres Anteils an der Beute zu berauben, die unsern Lebensunterhalt sichern konnte und gaben uns unter der Hand die Erlaubnis nach Moskau zu gehen. Das war keine leichte Sache. Abgesehen davon, daß die Flammen und die Trümmer der einstürzenden Häuser die Annäherung gefährlich machten, ließen das erste Korps und die kaiserliche Garde die andern nicht freiwillig zur Teilung zu. Man mußte Schulter an Schulter ringen, um in die innere Stadt zu kommen. In der ersten Straße, in die ich einbog, herrschte ein furchtbarer Lärm; die Soldaten riefen einander zu und schlugen in großer Zahl dieselbe Richtung ein.

„Nach der Münze! Nach der Münze!“ riefen sie, „dort gibt es Silberbarren!“



Im brennenden Moskau.

Tatsächlich sah ich, dem Menschenstrom entgegenkommend, Soldaten der Garde, Stücke eines Metalles tragend, das mir Silber zu sein schien. Das reizte mich, der Menge zu folgen. „Also vorwärts nach der Münze!“ sagte ich zu mir selbst, „ich

werde in meinem Leben nicht noch ein zweites Mal eine solche Gelegenheit, reich zu werden, finden.“

In dem Augenblicke, als ich eine Uferstraße betrat, kamen drei Artilleristen aus einem der zahlreichen, von den Besitzern verlassenen Spirituosenlager, wo Wein und Branntwein in Strömen flossen. Sie waren vollständig betrunken und warfen im Jubel ihrer Bezechtheit Gold- und Silbergeld auf die Straße, das sie zweifellos in einem reichen Kaufhaus errafft hatten. Die Menge mißachtete das Geld, als zu armselig, durch die Aussicht auf die Silberbarren geblendet. Was mich betraf, so dachte ich: „Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache“, außerdem konnte die Münze ja völlig ausgeraubt sein, wenn ich dort ankam; ich würde also recht töricht sein, das Manna, das mir vom Himmel fiel, zu verachten. Ich hatte ja nur nötig, meinen Schritt den drei Betrunkenen anzupassen, um meine Taschen nach Belieben zu füllen.

Es war gut, daß ich das tat, denn die Summe, die ich sammelte, diente mir später dazu, das Leben zu retten. Die angeblichen Silberbarren aber erwiesen sich als eine wertlose Metallzusammensetzung von der Art, die dazu dient, die Kuppeln der griechischen Kirchen zu decken.

Indem ich die Stadt durchwanderte, traf ich mehrere Leute meines Regiments, denen ich mich anschloß. Wir suchten verlassene Wohnungen auf, die bald ein Raub der Flammen werden sollten.

Die Einwohner von Moskau waren, wie die in Smolensk, ebenso von der Ankunft unserer Truppen, als von der Feuerbrunst überrascht worden, so daß wir wiederholt den Tisch zur Mahlzeit bereit fanden.

In einem dieser Häuser fand sich ein Muschik (russischer Bauer), welcher wahrscheinlich für eigene Rechnung plünderte, wenn er nicht etwa zu den Verbrechern gehörte, die Brand legen wollten. Meine Kameraden wollten ihn ohne weiteres niederschließen.

Ich rettete ihn dadurch, daß ich erklärte, ihn als Diener annehmen zu wollen. Man lud ihm den Sack mit der gemeinsamen Beute auf, Silbergeschirr, Geschmeide, Wertpapiere, Schokolade, eingemachte Früchte, Zucker, Branntwein, ja selbst Champagner. Lebensmittel, die uns so nötig gewesen wären, wie Mehl und Reis, fehlten uns gänzlich; man zog Edelmetall und Leckereien vor, mit der Sorglosigkeit um die Zukunft, die dem Feldsoldaten eigen ist. Der ergriff jede Gelegenheit, die sich bot, auszuruhen, im Überflusse zu leben und Reichthümer zu verschleudern. Wenn er auch das Elend, das kommen sollte, hätte vorahnen können, so überließ er doch den Vorgesetzten die Sorge, die nötigen Maßregeln dagegen zu treffen.

Der Urlaub, den wir erhalten hatten, nahte seinem Ende, und wenige Stunden trennten uns von dem Augenblicke, wo wir wieder im Quartier sein mußten. Wir waren von den Anstrengungen ermüdet; einige von uns hatten über den Durst getrunken. Man mußte nun an die Heimkehr nach unserm Vortort denken. Wir beschloffen uns auf den Weg zu machen, als einige meiner Kameraden darauf drangen, noch einem Hause von hübschem Aussehen einen Besuch abzustatten, in einer Straße, die an beiden Enden brannte. Ich folgte ihnen. Im Inneren war ein ungeheures Lager von Erzeugnissen der Webekunst, angefüllt mit kostbarsten persischen und indischen Schals. In einem Augenblicke waren die Schubkästen erbrochen und die Kaschmirgewebe auseinandergefaltet und auf die Erde durcheinander geworfen; einzelne, in der Art von Schlummerrollen zusammengerollt, dienten uns als Kopfkissen, während unser staubbedecktes Schuhwerk die Muster der feinen Gewebe beschmutzte, die wert waren, die vornehmsten Schultern zu schmücken.

Wir waren bald in tiefen Schlaf gesunken. Der jüngste der Bande, der beauftragt war, über unsere Sicherheit zu wachen, war unglücklicherweise nicht der am wenigsten Ermüdete. Als er uns schlafen sah, folgte er unserem Beispiel.

Ich weiß nicht, wie lange dieser ärgerliche Schlaf gedauert hat. Ich wurde durch ein prickelndes Gefühl in den Augen und im Halse geweckt; weißer Qualm wirbelte im Zimmer umher.

„Auf!“ schrie ich, „das Haus brennt!“

Durch das Fenster sah man nichts wie dicke Rauchwolken. Während unserer Ruhe hatte die Feuerbrunst reißende Fortschritte gemacht, vielleicht von unserm Muschik angefacht, der die allgemeine Ermüdung sich zu nütze gemacht hatte, uns zu schmoren. Der Schurke hatte unsere Beute mitgehen heißen und von mir im besonderen noch eine Summe Geldes. Von allem blieb mir nur übrig, was ich von dem weggeworfenen Gelde der betrunkenen Artilleristen eingefackt hatte.

Einer meiner Kameraden tröstete mich über den Verlust durch eine philosophische Betrachtung. „Siehst du, das hast du davon, daß du dich der Menschlichkeit wegen in Unkosten gestürzt hast! Wenn wir den nichtswürdigen Russen gleich niedergeknallt hätten, hätte er uns nicht bestohlen, und wir wären nicht Gefahr gelaufen, gebraten zu werden.“

Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn wir hier nicht ein ruhmloses Ende finden wollten. Als wir über die Schwelle traten, wichen wir halbersticht zurück; rechts, links, vorn, überall umschloß uns eine dicke Rauchwolke, durchzuckt von Feuerzungen, die in jeder Richtung den Brand anzeigten. Wir waren mitten in einem großen Ofen. Nicht die geringste Richtung zeigte sich, die einen Ausweg verhieß.

Einer von uns wagte es, die Straße zu überschreiten. Wir sahen ihn im Qualm verschwinden. Er sollte uns rufen, wenn der Augenblick gekommen wäre, ihm zu folgen. Zwei oder drei Minuten vergingen unter wachsender Angst. Man hielt ihn für erstickt. Endlich hörten wir von rechts her den rettenden Ruf. Unser Kamerad hatte eine kleine Querstraße entdeckt, die wir rasch zu erreichen suchten, indem wir seiner Stimme nachgingen. Ich hatte mein Taschentuch vor den Mund gebunden, mein

Mantel wurde ganz versengt. Am nächsten Tage war der Stoff trocken wie Zunder, so daß man mit den Fingern Löcher hineinstoßen konnte.“

Nach dieser Schilderung eines Beteiligten mag, mehr vom Standpunkte des ruhigen Beobachters, uns der oft angeführte Maler Albrecht Adam von den Moskauer Tagen erzählen:

„So ging alles gut, und ich hoffte, hier nach so vielen Strapazen einiger Ruhe zu pflegen. Aber diese Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Denn schon im Laufe des ersten Tages begann es in einem entfernten Stadtteil zu brennen, und während der Nacht nahm das Feuer rasch und auf eine bedrohliche Weise zu. Mein Hauswirt, oder wer er sonst war, kam auf mein Zimmer und rang die Hände; er fragte mich, nach dem Feuer deutend, ob das die Russen oder die Franzosen getan. Ich konnte ihm natürlich nicht darauf antworten, aber ich war von der Szene tief ergriffen, und das Weinen stand mir nahe. Ich legte mich auf einen guten Schlafdivan und bald kam ein erquickender Schlaf über mich. Gestärkt erwachte ich nach sechs Stunden, als bereits der Morgen dämmerte und mir neue Schrecken zeigte.“

Die Mannszucht und Ordnung, die bisher nur noch mühevoll eingehalten worden war, ging rasch in Zuchtlosigkeit über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber als gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gefindel: Nachzügler, Dienerschaft und die Masse von Leuten, die einer solchen Armee folgen, welche zugriffen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, fehlte es nicht an Ausschreitungen und Grausamkeiten. Nach und nach ging das aber auf alle Soldaten über und wurde allgemein. Wer wollte auch unter den obwaltenden Umständen in dem brennenden, so weit ausgebreiteten Moskau den Soldaten überwachen! Moskau war das Ziel seiner Hoffnungen, hier hatte er den Lohn für seine riesenhaften Anstrengungen erwartet, er fand ihn nicht und nahm sich ihn nun selbst so gut er konnte. Man sah auf den Straßen

die wunderlichsten Szenen. Anfangs suchte man nach branchbaren Dingen, viele aber beluden sich wie Lasttiere mit Gegenständen, die sie voraussichtlich nicht mit sich fortschaffen konnten. Mein eigener Diener schleppte mit einem Kameraden eine Menge Kolonialwaren, Tücher, Luxusgegenstände aller Art zusammen. Dies alles lag im Hofe des Hauses, das ich bewohnte, aufgehäuft. Ich war ganz empört darüber, konnte aber nichts dagegen tun, wenn ich mich nicht von dem eigenen Diener mißhandeln lassen wollte. Alles war betrunken und in der größten Aufregung.

Zu diesem wüsten Treiben gesellte sich das Toben und Brausen des rasch zunehmenden Feuermeeeres. Keine Feder, kein Pinsel sind im stande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderbar gestalteten und gefärbten, himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wut sich ihm zeigen.

Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu tun, daran war nicht zu denken; es hatte zu schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen, und in kurzer Zeit waren ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auch auf einer Seite nachließ, so brach es auf der andern desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war.

Sinnend und bewundernd trieb ich mich in den Straßen umher, aber zu zeichnen war ich nicht im stande; in der Schlacht und bei größter Gefahr verließ mich nie die nötige Ruhe; aber hier wurde man von den Ereignissen überwältigt. Ein Eindruck verdrängte den andern, keinen konnte man lange festhalten. Später habe ich oft bitter bereut, nicht wenigstens einige Striche gemacht zu haben. Sie wären ganz unschätzbar gewesen.

Der Zufall führte mich in die Nähe des Bazars. Hier ging es wie auf einem großen Jahrmarkt zu, und wäre die Sache nicht zu ernst gewesen, man hätte Stoff zum Lachen gehabt. Alle nur erdenklichen Gegenstände des Handels und Gewerbefleißes wurden in der größten Eile herausgeschleppt und geworfen. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen. Eine ungeheure Reihe von Wagenremisen, voll der schönsten neugefertigten Wagen und aller möglichen Produkte der Wagenfabrikation, war ebenfalls Schauplatz des lebendigsten Treibens. Offiziere und Generale versahen sich hier mit den schönsten neuen Wagen, selbst für das Haus des Prinzen Eugen wurden einige requiriert. Das Feuer war schon ganz in der Nähe der Remisen, und es war vorauszu-
sehen, daß alles ein Raub der Flammen werde, was wohl ein Grund der Entschuldigung für diese Plünderung sein mochte.“

Selbst der Kaiser hatte, als die Flammen gefahrdrohend näher rückten, den Kreml verlassen müssen, was ihm schwer genug ankam. Von dem heißen Broden angeweht, unter einem Regen von Funken und glühender Asche hatte er seinen Weg nehmen müssen, um als Hauptquartier vor der Stadt ein Landhaus, Petrowskoje, zu beziehen.

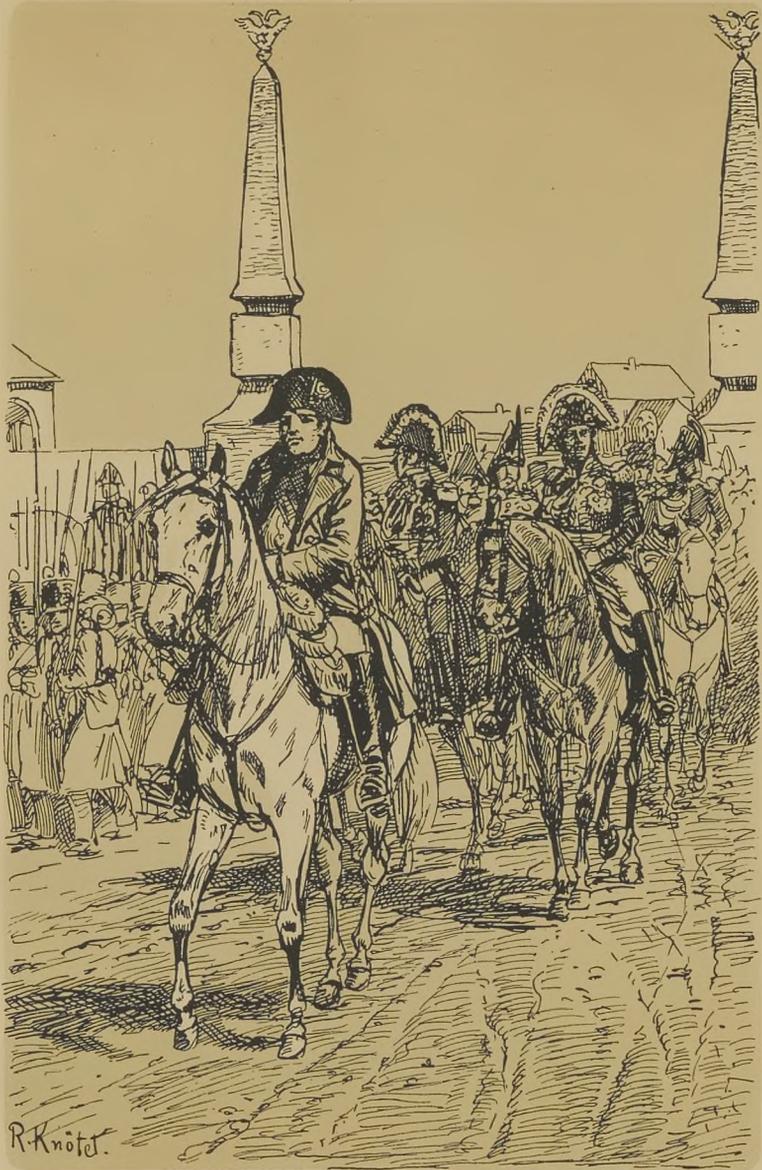
Was nutzte es jetzt, wenn man von den gefangenen, wirklichen oder vermeintlichen russischen Brandstiftern eine Anzahl erschöß!

Am 19. September, als die Feuersbrunst nachzulassen anfing, kehrte Napoleon in den Kreml zurück. Zum ersten Male in seinem Leben stand der Kaiser ratlos da. Was nun beginnen? In dieser trümmerhaften Stadt, die zu zwei Drittel in Schutt und Asche lag, den Winter über aushalten, den langen russischen Winter? Er suchte nun Verhandlungen mit den Russen anzuknüpfen und baute dabei auf die ihm bekannte weichmütige Natur des Kaisers Alexander. Dieser blieb aber diesmal fest. Jetzt, nachdem Moskau als Opfer gefallen war, was konnte ihm nun eigentlich Napoleon noch anhaben. Die ungeheure Ausdehnung seines

Reiches erlaubte ihm nach vielen Richtungen hin auszuweichen. Napoleon aber konnte sich mit dem erschöpften Heere nicht weiter ins Innere Rußlands wagen, ohne seinen vollständigen Zusammenbruch vor Augen zu haben. Nun unterhandelte der Sieger um den Frieden, der Besiegte schlug ihn aus. Das kennzeichnet den Wendepunkt. Kaiser Alexander beurteilte die Lage sehr richtig und bezeichnete das eigenhändige Schreiben Napoleons als „Großsprecherei“. Auch mit Kutusow suchte Napoleon durch Entsendung des Generals Lauriston am 5. Oktober Unterhandlungen anzuknüpfen. Der pfiffige Russe durchschaute seinen Gegner und benutzte die Gelegenheit, um die Verhandlungen hinzuziehen, obwohl er von vornherein gewillt war, sie ergebnislos verlaufen zu lassen. Er raubte damit den Franzosen das, was sie jetzt am wenigsten verlieren durften: die Zeit.

Ganze fünf Wochen, unwiederbringliche Wochen, brachte Napoleon in Moskau zu, ehe er einen endgültigen Entschluß faßte.

Am 19. Oktober verließ er durch das Kalugaer Thor Moskau — das Ziel seiner Träume, das Grab seiner Hoffnungen.



Napoleon verlässt Moskau durch das Kalugaer Tor.

Der russische Winter.


 ie wenig die Russen an einen Friedensschluß dachten, der Napoleon jetzt so erwünscht gewesen wäre, beweist der Umstand, daß Kutusow bald nach der Räumung Moskaus ein Kriegsplan zugin, der ihn anwies, mit seinem Hauptheere den Feind festzuhalten, während das Wittgensteinsche Korps von der Düna und die Donauarmee unter Tschitschagow von Wolhynien her die ihnen entgegenstehenden Truppen werfen und nach der Beresina vorstoßen sollten, um sich dort die Hand zu reichen und den Franzosen die Rückzugsstraße zu verlegen. Schwarzenberg war nach dem Großherzogtum Warschau zurückgedrängt worden; der Weg zur Beresina stand der Donauarmee offen.

Napoleon war der Boden in Moskau zu heiß geworden. Die rückwärtigen Verbindungen, fortwährend bedroht, wurden es täglich mehr. Dazu kam die Sorge um den Unterhalt des Heeres. Namentlich bereitete die Verpflegung der Pferde eine stete Sorge, da rings um Moskau alles ausgefogen war. Dazu wurde die Stimmung der Landbevölkerung immer schwieriger. Kleine Beitreibungskommandos wurden einfach von den Bauern niedergemacht. Die Entsendung von größeren auf weitere Entfernungen nahm die Kräfte der Truppen übermäßig in Anspruch. Es war schon mehr als höchste Zeit, daß Napoleon einen Entschluß faßte. War doch am 15. Oktober zum ersten Male etwas Schnee gefallen, der erste Vorbote des Winters.

Kutusow hatte mit seinem Heere südöstlich von Moskau ein befestigtes Lager bezogen, das ihm gestattete die Rückzugsstraße der Franzosen nach Smolensk und somit ihre Verbindungen zu bedrohen. Murat war gegen Kutusow vorgeschickt worden. Bei Winkowo wurde am 18. Oktober die französische Vorhut unter Sebastiani überfallen, und Murat hatte genug zu tun, um die Niederlage nicht zu einer allzuschweren werden zu lassen. Jedenfalls war er aber gezwungen, sich auf Moskau zurückzuziehen. Nun konnte Napoleon nicht länger mit dem Rückzuge zögern, der am 19. Oktober angetreten wurde. Vorher wurde aber nach echt napoleonischer Art noch tüchtig geraubt. Die Pariser waren ja gewöhnt, daß ihr Herr und Gebieter ihre Stadt mit dem Raube von ganz Europa schmückte. Er wußte auch genau das zu wählen, was den betreffenden Einwohnern zu verlieren besonders wehe tun mußte. Wie er 1806 Berlin das eherne Biergespann mit der Siegesgöttin vom Brandenburger Tore entführte, so ließ er jetzt in Moskau das riesige Kreuz vom Iwan Welikiturme herabholen, den großen vergoldeten Adler vom Nikolausturm des Kremls, die Bildsäule des heiligen Georg von der Kuppel des Senatshauses. Und wie er 1806 in Potsdam vom Sarge Friedrich des Großen den Degen des unvergeßlichen Königs als Siegesbeute mitnahm, so waren es in Moskau die Zarenkrone, Zepter und Krönungsmantel, die er sich aneignete und die nie mehr wiedergesehen worden sein sollen. Wahrscheinlich sind sie in dem Wirrwahl der Flucht aus Wilna verloren gegangen. Außerdem arbeiteten die Schmelzöfen im Kreml fleißig, um die Edelmetalle der sonst geraubten Kleinodien in die gedrängteste Form zu bringen. Vor dem Ausbruche versammelte der Kaiser seine Generale noch einmal um sich und wandte sich an sie mit folgender Rede, die sich ganz in den alten großsprecherischen Redensarten bewegt: „Machen Sie den Soldaten bekannt: ungeachtet meiner Bemühungen sei Moskau durch die barbarische Wildheit der Russen zu sehr verheert, als daß es sich der Mühe verlohnte,

diesen Haufen von Trümmern den Winter über zu behaupten. Ich werde dieses öde Grab verlassen und sie in eine Gegend des Landes führen, welche Fülle an Lebensmitteln, Ruhe und Bequemlichkeit darbietet. Dort, in jenen reichen Gegenden, wollen wir unser Winterlager aufschlagen. Finden wir die Russen auf dem Wege, so schlagen wir sie, finden wir sie nicht, desto besser für sie. Verweigert Alexander noch länger den Frieden, so werden sich meine Scharen im Frühling über das ganze Land verbreiten und Rußlands Name soll von dem Verzeichniß der europäischen Staaten ausgelöscht werden. Übrigens möge man den Soldaten einen Wink geben, daß jeder nehme, was er noch fortzubringen vermag.“

Man muß staunen, falls der Schlussatz wirklich in dem Sinne gesprochen wurde, wie er uns überliefert ist, wie weit der unzweifelhaft große Mann, der seiner Zeit den Stempel seiner alles überragenden Persönlichkeit ausdrückte, sich von Zorn und Rachgier, dem Erbteil seiner kaiserlichen Rasse, hinreißen ließ. Daß die Last des Raubes die Schlagfertigkeit des Heeres stark beeinträchtigen mußte, liegt doch klar auf der Hand.

Nach Berichten von Augenzeugen glich das aus Moskau abziehende Heer eher einem wandernden Volksstamme, als einer Armee. Was nützte dem Manne die den Tornister schwer belastende Menge von Gold und Geschmeide, wenn er doch um Geld und Geldeswert nichts dafür kaufen konnte und unter der Last seine Gefechtskraft und Marschfähigkeit einbüßte. Ebenso waren die ohnehin schon schlecht genährten Gäule der Reiterei zu schwer mit Beute beladen. Napoleon, der sonst gegen die Überlastung des Mannes eingeschritten war, sah diesmal durch die Finger, weil er die Leute bei Laune erhalten wollte. Die Fahrzeuge waren selbstverständlich mit geraubten Sachen vollgepackt, und was folgte nicht alles an Fahrzeugen! Viele französische Familien, die sich in Moskau niedergelassen und dort jahrelang unbelästigt gelebt hatten, fürchteten die aufs höchste entflammte

Leidenschaft der Russen bei deren Rückkehr nach Moskau. So zog denn mit Sack und Pack, mit Kind und Regel eine Menge solcher Familien mit dem Heere ab; ebenso eine französische Schauspielertruppe, die in Moskau Vorstellungen gegeben hatte. Außerdem befand sich bei den Truppen eine Menge Frauen verheirateter Unteroffiziere, die sich namentlich durch Beforgung der Wäsche den Truppenteilen nützlich machten und die hier in Moskau sich Fuhrwerk angeeignet hatten, ferner eine große Anzahl von Marktendern. Der Fuhrpark wurde endlos durch die Menge der in Moskau erbeuteten Generals- und Offizierstutschen. Ein Offizier hatte sogar, wie v. Roos berichtet, einen ganzen Lastwagen mit Säcken beladen, die chinesischen Tee enthielten, durch dessen Erlös der Besitzer in der Heimat sich ein Vermögen machen wollte. Die Nachsicht, die Napoleon und seine Generale hier walten ließen, ist eigentlich schwer begreiflich.

Von den verschiedenen Straßen, die zur Verfügung standen, wählte Napoleon die nach Kaluga, die durch verhältnismäßig gut angebaute Gegenden führte. Den nächsten Weg einzuschlagen, den man gekommen war, schien mißlich, weil die Strecke völlig ausgefogen und verwüstet war. Der nördliche Weg, über Bjeloj und Welisch nach Witebsk, hätte die Absicht des Rückzuges zu klar gemacht. Napoleon wählte die Straße nach Kaluga, weil er damit den Rückzug verschleiern konnte, und es schien, als wolle er Kutusow angreifen. Er hoffte ihn aber nur bei Tarutino festzuhalten und mit der Hauptmasse des Heeres dann westlich abzuschwenken.

Kutusow verdarb ihm diesen Plan.

Bei Malojaroslawež verlegte er Napoleon die Straße nach Kaluga. Am 24. Oktober kam es hier zum Kampfe, der mit außerordentlicher Erbitterung geführt wurde und den Franzosen 5000 Mann an Toten und Verwundeten kostete. Napoleon hielt zwar die die Stellung beherrschenden Höhen besetzt, hätte es aber einem neuen Kampfe überlassen müssen, die russische Stellung zu durchstoßen, um den Durchzug zu erzwingen. Dazu war noch

die Übermacht auf russischer Seite. In dem Kriegsrat, den Napoleon im Weberhäuschen von Grodnja abhielt, rieten die Generale fast einstimmig, von einer erneuten Schlacht abzusehen, zumal der Schießbedarf eben nur für eine Schlacht ausgereicht hätte und an Ersatz nicht zu denken war. Der Kaiser stimmte zu und befahl den Abmarsch in nördlicher Richtung auf Moschaisk, wo er dann doch die Straße einschlagen mußte, die er auf dem Vormarsche gekommen war, und die er eigentlich wegen der gräßlichen Verwüstung und Ausfaugung hatte meiden wollen. Vielleicht hat zu dem Entschlusse des Kaisers auch der Umstand beigetragen, daß ihm die Größe der Gefahr persönlich nahegetreten war. Eine dreiste Kosakenchar hätte ihn beinahe gefangen genommen, wenn nicht noch gerade zur rechten Zeit Bessières mit den reitenden Garderegimenten als Retter erschienen wäre.

Kutusow indes baute dem Feinde goldne Brücken. Er zog auf Gontscharewo ab, doch wohl fürchtend, sich mit dem großen Schlachtenmeister nochmals zu messen. Nur eine Abteilung unter Miloradowitsch ließ er zurück, die Napoleon wahrscheinlich leicht über den Haufen hätte werfen können, wenn er seine ursprüngliche Absicht, westlich über Tschernow und Selnja zu gehen, hätte zur Ausführung bringen wollen. Aber Napoleon hielt nun am Abzuge in nördlicher Richtung auf Moschaisk fest. Zum ersten Male war damit der Rückzug offen eingestanden. Beide Gegner wandten einander den Rücken. Napoleon erreichte am 27. Oktober Woreja, zwischen Borowsk und Moschaisk gelegen. Hier stieß Marschall Mortier, den er bis zum 21. noch mit 8500 Mann in Moskau gelassen hatte, zu ihm. Den Kremel in die Luft zu sprengen, wie ihm befohlen war, war Mortier nur unvollständig gelungen.

Man sieht, mit welcher Erbitterung der Krieg geführt wurde. Der Marschall brachte den in Moskau gefangen genommenen Fürsten Winkingerode mit sich, der sich auf seine Eigenschaft als Unterhändler berief, und wohl einen Kosaken mit einem an der

Lanze besetzten Tuch, aber keinen Trompeter bei sich gehabt haben sollte. Als der Fürst dem Kaiser vorgeführt wurde, kam es zu einer uns fast theaterhaft anmutenden Szene. Napoleon bekam einen jener bei ihm nicht seltenen Wutanfälle, die uns kühleren Deutschen manchmal so befremdend scheinen, aber in dem südlichen Naturell begründet sein mögen. Der Kaiser wollte den Fürsten durchaus als Spion erschießen lassen und führte ein förmliches Spektakelstück auf. Die Umgebung des Kaisers hatte die größte Mühe, ihn zu beruhigen und von seinem Vorzuge abzubringen, was ihr durch die Vorhaltung der Wiedervergeltungsmaßregeln gelang, die die Russen treffen würden. Und in der That schrieb Kaiser Alexander, als er davon hörte, an Kutusow: „Wann Sie erfahren, daß Winzingerode erschossen ist, so lassen Sie unverzüglich den gefangenen französischen General Ferrière erschießen, und berichten Sie ins feindliche Lager, daß auf jeden erschossenen Russen jedesmal fünf Franzosen ihr Leben lassen müßten, und zwar von den höchsten Graden angefangen.“ Bis zu einer solchen Erbitterung war es gekommen. Winzingerode wurde übrigens durch Kosaken wieder befreit.

Am 29. Oktober erreichte das Heer die Straße von Moskau nach Smolensk, die ihr schon auf dem Vormarsche so viele Opfer gekostet hatte.

Bald hinter Moschaisk kam man über das Schlachtfeld von Borodino, das einen entsetzlichen Anblick gewährte mit seinen unbegrabenen, verwesten Leichen und Waffentrümmern. Das im Kampfe zu Boden getretene reife Korn war ausgegangen und grünte zwischen den Leichnamen. „Nicht des Auges bedurfte es“, sagt v. Suckow, „um das Schlachtfeld zu finden; ein anderer der fünf Sinne diente uns schon in noch weiter Ferne als treuer Führer dahin: der Geruch.“ Der Karabinier-Jäger Fleck erzählt: „Am 30. Oktober, morgens zwischen 9 und 10 Uhr, erreichten wir das Schlachtfeld von Borodino. Hier wurde Halt gemacht und das ganze westfälische Militär in Front aufgestellt. Gleich darauf

kam der Kaiser mit zahlreichem Gefolge herangeritten, es wurden die militärischen Ehrenbezeugungen gemacht und darauf mit geschultertem Gewehr im langsamen Schritt über das Schlachtfeld marschirt; der Kaiser ritt mit gezogenem Degen an der Spitze des Gefolges langsam vor uns her, während die Marschälle und die ganze Generalität die Dreimaster in der Hand hielten. Es war gewiß ein herzerreißender Anblick, die vielen tausend Leichen zu sehen, die zum Teil gräßlich verstümmelt dalagen, und er, der sie in Kampf und Tod gejagt hatte, ritt über sie weg. Ich möchte die Gefühle kennen, die in diesem Augenblicke die Seele des Kaisers durchströmten. Bei dem geschlossenen Frontmarsche war es nicht zu vermeiden, fast fortwährend auf Leichen zu treten. Nachdem wir das Schlachtfeld verlassen, kamen wir nach zwei Stunden in die Nähe des Klosters Borodino, woselbst eine kurze Rast gemacht wurde. In diesem Kloster befand sich eine ungeheure Menge verwundeter und verstümmelter Krieger. Der Anblick dieser Elenden war noch schrecklicher als der des Schlachtfeldes; sie steckten Kopf und Hände aus den geöffneten Fenstern um Hilfe stehend — der gräßlichste Schmerz, das Heimweh, nagte an ihren Herzen. Sie baten unter Tränen, man möchte sie doch mitnehmen und nicht hier sterben lassen, so weit entfernt von den Ihrigen. Doch konnten wir helfen? — Damit das Jammern der Unglücklichen uns nicht zu sehr entmutige, wurde den Truppen verboten, sich dem Kloster zu nähern, und sein Besuch aufs strengste untersagt.“

Im weiteren erzählt dann unser Gewährsmann, daß man sich erzählt habe, Napoleon habe das Kloster mit den Unglücklichen in die Luft sprengen lassen. Man wollte auch deutlich den Knall der Explosion gehört haben. Das war ein Spiel der erregten und überreizten Phantasie. Wir erwähnen diesen Zug hier nur nebenbei, um zu zeigen, wie leicht sich solche Sagen bilden, die oft ein recht zähes Leben haben. Das Kloster wurde auf Napoleons Befehl geräumt, wie der Regimentsarzt v. Noos als Augenzeuge

berichtet: „Ganz früh ward der Befehl gegeben, es müßten die daselbst befindlichen Verwundeten, soviel deren nur immer fortgebracht werden könnten, mitgenommen werden. Jeder vorüberfahrende Wagen, er mochte einem Marschall oder Obersten gehören, jeder Karren, Marktenderwagen oder Droschke, mußten einen oder zwei aufnehmen. Eine württembergische Brigade, aus Jägern zu Fuß und leichter Infanterie bestehend, deren Zahl sich damals noch auf 200 Mann belief, war vom Kaiser namentlich bestimmt, diesen Befehl auszuführen. Die Soldaten trugen die Verwundeten heraus, und ihre Offiziere wiesen denselben die Plätze an. Während die Offiziere in solchem Auftrage ein Ehrenamt erkannten, beklagten sich die Untergebenen bitter über diese Mühe. Indessen wurde der Befehl aufs pünktlichste ausgeführt, und das Geschäft war in anderthalb Stunden beendet.

So gut die Absicht des Kaisers war, so übel erging es den armen Verwundeten. Sie waren groben Kutschern, stolzen Kammerdienern, rohen Marktendern, reich und hochmütig gewordenen Soldatenweibern, unbarmherzigen Waffenbrüdern und dem allerrohesten Troß, Trainsoldaten, anvertraut; diese alle ließen sich's angelegen sein, sie sobald als nur irgend möglich, wieder loszuwerden. In den Nachtlagern oder unterwegs, wenn diese Armen das Bedürfnis zum Absteigen hatten oder ihre Wunden verbanden, wurden sie im Stiche gelassen. Schon am andern Tage sah ich einige jammernd an der Straße liegen und um Hilfe flehen; später sah man keinen mehr, hörte aber die schauderhaftesten Erzählungen von ihrem Schicksal und von der Roheit ihrer Führer.“

So flutete das unglückliche Heer mit seinem endlosen Troße auf der Straße weiter, wo bei Wjasma das Davout'sche Korps fast vom Hauptheere abgeschnitten worden wäre, wenn nicht Bizetkönig Eugen ihn durch sein Eingreifen in den Kampf gerettet hätte.

Kutusow hatte trotz seiner zahlreichen Reiterei erst ziemlich spät die Marschrichtung seines Gegners feststellen können. Er faßte nun den Entschluß, mit der Masse seines Heeres auf dem kürzeren Wege über Spas und Kusowj den Franzosen wiederum die Rückzugsstraße zu verlegen, während die leichte Reiterei, Fühlung behaltend, den Feind unausgesetzt beunruhigen sollte.

Hätte Kutusow seine ganze Kraft entfaltet, so konnte die Niederlage der Franzosen eine entscheidende werden; aber zäh im Widerstande, erwies er sich beim Angriff zaghaft.

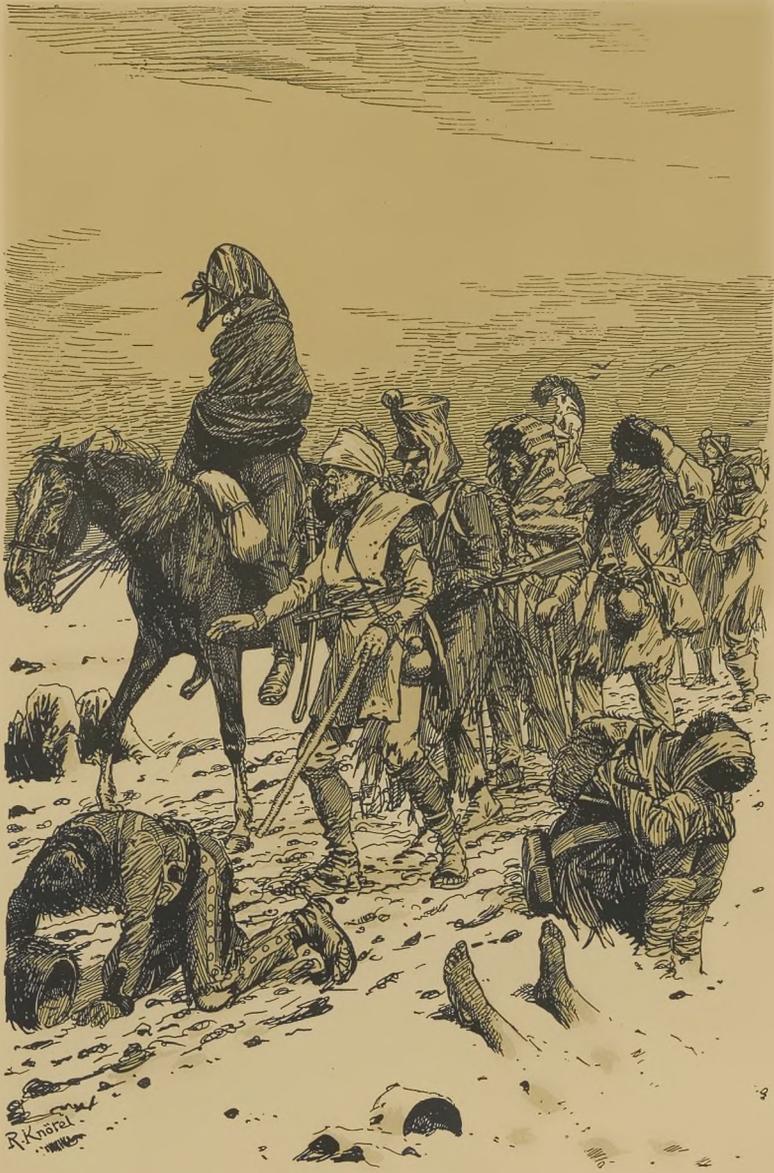
Bei Wjasma kam es am 2. und 3. November zum Kampfe. So lange war die Witterung leidlich gewesen. Nun brach mit einem Male der Winter herein. Für russische Verhältnisse durchaus nicht verfrüht, wie Napoleon immer behauptet hat, um sich als ein Opfer der Naturgewalten hinzustellen. Lediglich politische Rücksichten hatten ihn fünf Wochen in Moskau zurückgehalten, und mehr als eine weitere Woche hatte der unglückliche Vorstoß nach Süden gekostet. Als Feldherr hatte er bereits im Juli in Witebsk den Feldzug abschließen wollen, als Kaiser hatte er sich zu dem unglücklichen Zuge nach Moskau verleiten lassen. Daß er das Fehlschlagen seiner Absichten der gespannt lauschenden Welt nicht eingestehen wollte, das war der Grund zum Zusammenbruch, — nicht eingestehen durfte, wenn wir gerecht urteilen wollen. Sein Thron war erschüttert, sobald er nicht mehr als der allgewaltige Sieger dastand. So ging er seinem Verhängnis entgegen, an der Spitze seiner Garden einherziehend, weit voraus dem übrigen Heere, dessen elenden Zustand er nicht sah, nicht sehen wollte.

Schon auf dem Hinmarsch hatte man zum Schutze gegen die Kälte der Septembernächte hin und wieder Kavalleristen in übergeworfenen Weiberröcken oder Pelzen gesehen. Man hatte anfangs über die Vermummung gelacht und sie schließlich nachgemacht. Der Raub von Moskau hatte so viele Beutestücke geliefert, daß man bald, als der rauhe Nordwind zu wehen anfang,

den reinsten Mummenschanz sah. Kostbare Zobel- und Hermelinpelze mit Sammet bezogen, Brokatstoffe, Kirchengewänder, Frauenröcke, alles, was die Habgier errafft hatte, mußte jetzt der Kälte wehren. An den Lagerfeuern, um die man sich an den Ruhestellen drängte, versengten oft die Sohlen, und Hunde- und Raubfelle, ja Tapetensehen wurden um die Beine und Füße geschnürt. Selbst der Kaiser hatte seine gewohnte Tracht abgelegt und einen erbsgelben Pelz angezogen; das Haupt bedeckte statt des Hutes eine Pelzmütze.

Die abgetriebenen Pferde fielen in Massen. Pferdefleisch bildete jetzt fast die einzige Nahrung, geschmolzener Schnee das Getränk. Schauernd liest man die Erzählungen derjenigen, die den Jammer miterlebten und überlebten.

„Anfänglich schlachtete man noch die elenden, abgemergelten Tiere, d. h. man schoß ihnen eine Kugel durch die Brust“, berichtet v. Yelin. „Es gab auch noch zuweilen Salz und Gewürz, das aber bald aufhörte; an das Erschießen der Tiere dachte auch kein Mensch mehr, sondern man schnitt sich an den noch lebenden Tieren feinen Teil ab, die mit weit auseinander stehenden Füßen, oft an allen Seiten blutend, zitternd und betäubt noch stehend zu sehen waren, bis sie endeten und zusammenstürzten. Die Franzosen bemächtigten sich vor allem der Zungen, und ohne dem Tiere den Herzstoß zuerst zu geben, schnitten sie ihnen diese aus bei noch lebendem Leibe; es gibt gewiß nichts Abscheulicheres, wie auf diesem Rückzuge die Menschen gegen Menschen und gegen Tiere handelten.“ Weiter erzählt der gleiche Gewährsmann: „Obgleich ich bei den bewaffneten wenigen Württembergern noch immer eingeteilt, so konnten wir uns doch keine andern Lebensmittel verschaffen, als gefallenes Pferdefleisch, da auch die Hunde, die noch hin und wieder bei der Armee gesehen wurden, meistens schon aufgezehrt waren. Eines Abends streifte ich herum, um mir ebenfalls, auf welche Art es gewesen wäre, etwas zu suchen, und gewahrte einen schönen weißen Budel; ich machte



Rückzugselend.

nebst einem Freunde Jagd auf ihn, er kam in unsre Gewalt und hatte schnell geendet. Das Fleisch teilten wir brüderlich, das uns auf längere Zeit gute Dienste tat; als dieses aber wieder aufgezehrt war, kam auch das Pferdefleisch wieder an uns, was aber abscheulich war, weil man es nicht gehörig zubereiten konnte. Die Zubereitung eines solchen Pferdebratens war ganz einfach; hatte man ein Stück von einem gefallenem Pferd, steckte man es an einen gespizten Stecken, Degen oder Bajonett und hielt es übers Feuer, ohne Salz, Schmalz und Gewürz, woran es allen fehlte. Durch die Hitze wurde das krauke Fleisch ganz ekelhaft, es tropfte eine gelbe Brühe heraus, bis es nach und nach zu Kohle verbrannte, worauf man es gierig verschlang: Ekel hatte man keinen mehr, denn das für Schweine bestimmte Schlechteste wäre willkommen gewesen, man war froh, nur etwas zu haben.“

Übrigens dachte man nur im Anfange an eine solche Zubereitung, später verschlang man das Pferdefleisch roh.

Die Geschütze mußten zum größten Teil stehen gelassen werden, weil die abgematteten Gäule, die nicht einmal scharf beschlagen waren, außerstande waren, die Last weiter zu ziehen.

Alle Mannszucht hörte auf. Selbst wenn ein General an ein Lagerfeuer kam, so mußte er sich einen Platz damit erkaufen, daß er selber Brennholz zur Unterhaltung der Glut herbeischleppte. Die Truppenteile waren bunt durcheinander gewirbelt. Die Waffen wurden oft als hindernde Last weggeworfen; namentlich entledigten sich die Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, ihrer Schleppfäbel, die sie im tiefen Schnee am Laufen hinderten. Der Rauch der Lagerfeuer, der scharfe Wind, dem man Tag und Nacht ausgesetzt war, der blendende Schnee, alle diese Ursachen vereint veranlaßten zahlreiche Augenerkrankungen, ja selbst viele Erblindungen. Mühselig schleppten sich die Betroffenen tastend an Stöcken fort, bis sie, umgestoßen oder niedergetreten, liegen blieben und erfroren. Viele Leute wurden in all dem Jammer wahnsinnig.

Der Sergeant Leifels berichtet uns von einem andern Leiden: „Jetzt wurde die Armee von einer furchtbaren Krankheit ereilt. Die Köpfe der davon Befallenen wurden ungemein dick, Blut kam aus den Augen, und in der Zeit von vier bis sechs Stunden waren sie an dem Ziel, das die meisten zu erreichen wünschten. — Sie waren von ihren Leiden erlöst. In jeder Nacht starb die Hälfte an jedem Feuer. Wenn aber die Feuerstellen dem Winde ausgefegt waren, dann starben noch mehr. Die Toten dienten dann den Lebenden zum Schemel. Eines Tages sagte mir einer folgende Artigkeit: „Mache dich fertig, du hast einen dicken Kopf!“ Ich muß trotzdem gestehen, daß ich bei diesem Todesurteil wenig gerührt wurde, denn Smolensk zu erreichen schien mir ohnehin unmöglich. Das Elend häufte sich immer mehr.

Es war in einem Walde; der Schnee fiel förmlich in Stücken so dick vom Himmel, daß einer den andern nicht sehen konnte. In den engen Wegen drückten sich die Massen zu Hunderten tot, und auf ebenem Gelände stolperten Pferde und Menschen im Schnee, in Gräben und Tiefen. Die Kraft zum Aufstehen fehlte den meisten, und so ward der Schnee ihr Grab.

Der Unteroffizier Rebentisch erhaschte einmal eine Pferdeleber und verschlang sie so eilig, daß er nach fünf Minuten tot zur Erde fiel. Am vorigen Tage hatte er mir noch zugerufen: „Mache dich fertig, du hast einen dicken Kopf!“ Sonderbar! Nun war er tot — und ich lebte.“

Zu alledem kam der Kosakenschrecken. Nicht allein hinter dem Heere, sondern von allen Seiten schwärmten die Kosaken einher, den traurigen Totentanz begleitend, der auf der Straße nach Smolensk forttaumelte. Konnte man ihnen mit einigen Feuergewehren gegenüberreten, so wagten sie nicht anzugreifen. Da aber viele der Unglücklichen ihre Waffen weggeworfen hatten, fielen sie, sobald sie sich, um Lebensmittel zu suchen, von der Straße entfernten, in ganzen Scharen den Kosaken in die Hände. Und das Los der Gefangenen war meist furchtbar. Eine Trauer-

szene, durch das Erscheinen der Kosaken verursacht, mag uns ein polnischer Mannenunteroffizier berichten: „Von jetzt ab erstoren allnächtlich Tausende von Soldaten. In ganzen Reihen lagen sie umher, oft in dichte Haufen zusammengekauert, denn die letzten hatten sich noch mit den Leichen ihrer erstorenen Kameraden zu wärmen versucht. Und all die armen Weiber und Kinder, die hier den Tod fanden! Ich hasse das Herumgeschleppe von Weib und Kind bei einem Heere im Felde, denn der Soldat soll etwas



Nachzügler werden von Kosaken gefangen genommen.

anderes hören als Frauenbitten und Kindergeplärre, aber hier in Rußland haben mich diese armen Geschöpfe oft unendlich gedauert, und ich habe ihnen geholfen so viel ich konnte, was freilich nicht viel war, denn ich hatte oft Mühe genug, mich selbst durchzubringen. Eine schreckliche Szene unter vielen tausend Jammerbildern aller Art, gegen die man zuletzt ganz abgestumpft wird, steht noch sehr lebhaft vor meinem Gedächtnis. Auf einem elenden Bauernschlitten, der von einem halbverhungerten russischen Pferde mühsam durch den tiefen Schnee geschleppt ward, saß eine junge Frau mit zwei ganz kleinen Kindern von gleichem Alter auf dem Schoß. Trotz Hunger und Elend und Kummer

und Schmutz konnte man sehen, daß die Fran sehr schön und vornehm sein mußte, denn so etwas vergeht selbst unter der armseligsten Umgebung nicht. Die beiden kleinen Würmchen, die in ein Bett gepackt waren, hielt sie dicht an sich gepreßt, gleich als wolle sie sie noch zuletzt an ihrem Busen erwärmen. Ein noch ziemlich junger Mann, halb in der Uniform des Generalstabs, halb in Lumpen gekleidet, ging zu Fuß neben dem Schlitten und trieb das Pferd unaufhörlich durch Schläge mit seiner Degenklinge vorwärts. Er schien am Fuße verwundet zu sein, denn er hinkte stark und wankte nur mühsam fort. Ich ging eine kleine Strecke mit am Wagen, und da ich noch etwas Branntwein in meiner noch aus Spanien mitgebrachten großen Feldflasche hatte, so gab ich der armen Dame davon ein wenig zu trinken, die auch mit sichtbarer Gier von dem schlechten Fusel trank. Plötzlich erschien jetzt ein starker Trupp von Kosaken am Saum des Waldes. Wir machten zwar Front gegen dieselben und sie wagten nicht unser schwaches Häuslein anzugreifen; da sich ihre Zahl aber immer mehr verstärkte, so mußten wir abmarschieren. Jetzt erhob sich ein Gemüth und Geschrei unter all den Wagen und Schlitten mit Schwachen und Kranken, die nicht mehr fortkommen konnten, da ihre Pferde zu erschöpft waren, denn eine russische Gefangenschaft stand ihnen unausbleiblich bevor. Mit allen Kräften schlug der Offizier, der den erwähnten Schlitten leitete, auf sein Pferd los, dasselbe anzutreiben; allein vergeblich. Nach wenigen Augenblicken stürzte es tot zu Boden. Jetzt war seine und seiner Frau Gefangenschaft unabweislich entschieden. Eine Frau aber in die Gewalt der Kosaken geraten zu lassen, war ein furchtbares Schicksal, denn sie mußte aller Roheiten gewärtig sein und büßte dann doch ihr Leben ein. Mit der Kraft der Verzweiflung riß der Mann die aus Schreck schon fast erstarrte Frau aus dem Schlitten und wankte mit ihr und den Kindern noch einige hundert Schritte fort bis zu einem umgestürzten französischen Pulverfaren, aus dem die Patroneusäcke theilweise herausgefallen waren. Weiter

konnte er nicht, hier sank er mit den Seinigen zusammen. Doch ermannte er sich plötzlich wieder. „Adieu Kamerad!“ rief er mir noch zu, der ich zuletzt an ihm vorbeimarschierte, und war im Begriff aus seiner Bekleidung eine Pistole herauszuziehen. Als wir einige hundert Schritt entfernt waren, hörte man plötzlich einen Knall und sah einen Feuerblitz bis in den Schneehimmel hinaus. Der Offizier hatte seine Pistole in den Pulverkarren abgeschossen und so sich und die Seinigen in die Luft gesprengt.“

Die Gefangenen wurden von den Kosaken gewöhnlich zuerst bis aufs Hemd ausgeplündert und dann unter Knutenhieben fortgetrieben. Die Meisten erlagen der grausamen Behandlung. Sie blieben oft tagelang ohne Nahrung und ohne Feuer. Dabei waren sie der schmähslichsten Behandlung durch die russischen Bauern ausgesetzt. Ja, es soll sogar vorgekommen sein, daß die Kosaken die Gefangenen, den Mann für einen Rubel, an diese Wüteriche verkauft haben. Die Bauern sollen die Armsten dann gemartert und abgeschlachtet haben. Wenn uns dazwischen in den Erzählungen Gefangener auch hin und wieder Züge von Gutmütigkeit der Kosaken aufstoßen, so kann das an dem schaurigen Bilde nicht viel ändern. Gleichwohl haben manche der Gefangenen, die in das Innere Rußlands gelangten, nachher eine recht gute Behandlung genossen. Namentlich waren auf Landgütern Leute, die ein Handwerk gelernt hatten oder eine Kunstfertigkeit betrieben, gesucht und begehrt, da im Innern die Städte dünn gesät sind. Das zum Leben Nötige bringt das Land selbst hervor. Die Leibeigenen stellten genügende Arbeitskräfte dar. So mancher Gutsbesitzer schätzte sich aber glücklich, einen Wagenbauer oder einen geschickten, feinere Arbeiten herstellenden Tischler anstellen zu können. So mancher Gefangene wurde daher aufs Land geholt und hat dann ein äußerlich recht erträgliches Dasein gehabt, wenn nicht meist das böse Heimweh ihm die Stellung verleidet hätte. Manchem ist später der Antrag gemacht worden dauernd in Rußland zu bleiben.

Inzwischen setzte das Heer seinen Leidensweg fort. Lassen wir wieder Leifels erzählen:

„Die Straßen wurden glatt wie ein Spiegel, die Pferde stürzten, die Wagen blieben stehen, und die Straßen glichen deshalb bald einem Zeughaufe. Menschen, Pferde, Munition und Munitionswagen (Kanonen allerdings noch selten), Waffen aller Art, Sättel, Tornister, Mantelsäcke, Tschakos, Helme, Kürasse, Epaulettés, Orden, Geld, alles lag bunt durcheinander. Ohne Befehle und Kommandos eilten alle in verworrener, eiliger Flucht auf dieser mit Trümmern bedeckten glatten Eisbahn fort, um möglichst mit den ersten das verheißene Land, Smolensk, zu erreichen, denn hier sollte ja Ruhe und an Speise und Trank Überschuß sein; da konnte man in einer warmen Stube schlafen!“

Den Ärmsten sollte aber übel mitgespielt werden.

„Unter solchen Leiden erreichten wir endlich das verheißene Smolensk. Die Freude, in der Nähe des versprochenen Überschlusses zu sein, war unaussprechlich — ich möchte sagen, die Freude war so groß, daß manche daran starben. In dem Augenblicke, da wir der alten Mauern ansichtig wurden, blieb zwar alles stumm, wie es schon lange die Entkräftigung gebot, aber die Kräftigsten griffen ihre Nebenleute bei der Hand und wohl gar um den Hals und blickten nach den Türmen, und jeder verstand diese stumme Sprache. — —

Aber welche Enttäuschung folgte auf diese himmlische Freude! — — Die mit fünfzig Fuß hohen und zwanzig Fuß dicken Mauern umgebene Stadt war verschlossen. Nur der Kaiser, die Marschälle und die Garde war darin. Die unglückliche Armee aber stand draußen im Schnee.

Ungefähr eine Viertelstunde auf der nördlichen Seite der Stadt, in einem Tale und am Saume des Waldes stand unser Regiment, bis an die Knie im Schnee. Im Hinmarsche hatte das Regiment auf der nämlichen Stelle bivakkiert. Man hatte damals von grünen Zweigen Hütten gemacht, die zum Schutze gegen die damals so heiß ihre Strahlen niederfundende Sonne erbaut und noch unbeschädigt

waren. Diese jetzt dürren Reiser dienten zum Feuermachen, wozu noch einiges Holz von Gartenhäusern genommen wurde.“

Seifels erzählt dann, wie die Versuche, zum Lebensmittel-empfang in die Stadt zu kommen, wegen des Gedränges an den Toren, mißlangen. „Ich hatte im Sommer viele Vogelbeerbäume in diesem Walde bemerkt. Diese suchte ich jetzt heimlich auf und aß mich davon satt.“

Das war alles, was den Armen von dem erträumten Wohlleben hier zu teil wurde.

Wie sah es aber drin in Smolensk aus? Als Napoleon hier am 9. November ankam, ließ er sein Schoßkind, die Garde, aus den hier angelegten Magazinen Lebensmittel für vierzehn Tage fassen, die übrigen Korps sollten für acht Tage versorgt werden. Die Bevorzugung der Garde verursachte aber derartige Ausschreitungen, daß der größte Teil der Vorräte zugrunde ging. Der Zahlmeister Peyrouffe schreibt am 10. November in sein Tagebuch:

„Als bald waren die Magazine erbrochen, eine geregelte Verpflegung unmöglich, alles wurde geplündert. Gewalt und Autorität der Vorgesetzten hörten einem Heere gegenüber auf, das durch Hunger und Elend jeder Art zur Verzweiflung getrieben war. Die Soldaten blieben Herren der Magazine. Wein, Reis, Zwieback, Gemüse, alles floß und rollte durcheinander und wurde unter die Füße getreten. Die ungeheuren Vorräte, auf solche Art verschleudert, reichten kaum für zwei Divisionen.“

Unter diesen Umständen verbot es sich, in der zum großen Teil eingäscherten Stadt längere Zeit Aufenthalt zu nehmen und die Verstärkungen heranzuziehen. Die Armee war in einem zu trostlosen Zustande, die Mannszucht zu sehr erschüttert. Zudem kamen jetzt Nachrichten von verschiedenen Seiten an, die einen schleunigen weiteren Rückzug des Heeres geboten.

Noch eines Umstandes müssen wir hier gedenken. Auf dem Wege nach Smolensk hatte Napoleon eine Kunde erhalten, die ihn furchtbar erregte.

In Paris hatte nämlich ein General Malet, der, vielleicht nicht ganz zurechnungsfähig, seit Jahren politischer Mächenschaften verdächtig, sich im Gefängnis befand, verstanden sich krank zu stellen. Aus dem Krankenhause entkommen, führte er ein Wagestück durch, das die in unsern Tagen so berühmt gewordene Geschichte des „Hauptmanns von Köpenick“ als eine harmlose Kinderei erscheinen läßt. Malet versuchte nichts weniger als den Kaiser Napoleon zu stürzen. Es gelang ihm, einige Gesinnungsgenossen zu gewinnen, darunter einen Obersten Soulier und 12 Offiziere, die anscheinend von ihm völlig beherrscht wurden. Malet verhaftete mit ihrer Hilfe den Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo, und den Polizeipräfekten von Paris, Pasquier, unter der Behauptung, daß der Kaiser tot sei und ein Senatsbeschluß ihm, Malet, die Heeresgewalt unterstellt habe. Bei dem Versuche, den Gouverneur von Paris, General Gulin, der dabei verwundet wurde, gefangen zu nehmen, wurde aber Malet und seine Helfershelfer dingfest gemacht und wenige Tage später nach kriegsrechtlichem Spruche erschossen.

Einen so großen Eindruck die That an und für sich auf Napoleon machen mußte, noch größer war sein schmerzliches Erstaunen darüber, daß der Gedanke an seinen Sohn und Thronfolger so wenig Wurzel geschlagen hatte. Wenn er geglaubt hatte, durch die Heirat mit der österreichischen Erzherzogin sich den alten Herrschergeschlechtern anzureihen, mußte er jetzt erkennen, wie alles mit seiner Person stand und fiel. Man hat es ihm sehr verdacht, daß in dem 28. „Bulletin“ ganz unvermittelt der Schlußsatz steht: „Die Gesundheit des Kaisers ist nie besser gewesen“. Man hat das inmitten des allgemeinen Sterbens für einen Hohn und Frevel erklärt. Man sollte aber gerade aus dem Zeitpunkte der Abfassung entnehmen, daß damit die aufreizenden Gerüchte vom Tode des Kaisers Lügen gestraft werden sollten.

An den Fluten der Beresina.

Die Lage Napoleons wurde jetzt, wo das Heer insolge des furchtbaren Winters sich aufzulösen drohte, auch noch in anderer Hinsicht bedenklich. Von drei Seiten drangen jetzt die russischen Heere vor. Mit dem Hauptheere blieb Kutusow Napoleon an der Klinge, während von der Düna her Wittgenstein und von den Pripetsumpfen in Wolhynien Tschitschagow auf Borissow im Anmarsch war. Dieser Ort liegt an der großen Straße, die von Smolensk über Minsk nach Wilna führt, und ist wegen der Brücke über die Beresina wichtig. Erreichte Napoleon mit seinem Heere diesen Ort nicht rechtzeitig, so lief er geradezu in eine Falle.

An der Düna hatte zwischen dem Heere von Gouvion St. Cyr, der an Stelle des bei Polozk verwundeten Dudinot den Oberbefehl führte, und dem Heere Wittgensteins Ruhe geherrscht. Während aber die beiden französischen Korps, aus denen das Heer an der Düna bestand, das II. (französische) und VI. (bayerische) außerordentliche Verluste durch die rote Ruhr erlitten, wie man behauptet insolge der fast ausschließlichen Fleischnahrung, verstärkte Wittgenstein sein Korps durch die Truppen, die ihm General Steinheil aus Finnland zuführte, ebenso durch die Petersburger und Nowgoroder Milizen.

Am 18. Oktober wurde die inzwischen herrschende Ruhe durch einen Angriff Wittgensteins auf Polozk unterbrochen, das St. Cyr inzwischen hatte stark besetzten lassen. Drei Tage wurde hart

gestritten. Polozk, das schon in der Augustschlacht das „Bayerngrab“ geworden war, sollte diesen traurigen Beinamen zum zweiten Male bewahren.

Mitte Juli hatte man 25 000 Bayern gezählt, von denen jetzt noch 2000 übrig waren!

St. Cyr wurde schon am ersten Schlachttage verwundet und trat den Oberbefehl an den Divisionsgeneral Legrand ab, obwohl dem Dienstalter nach dem bayerischen General Wrede das Kommando gebührt hätte. Einem Fremden sich unterzuordnen, erlaubte aber der Stolz der Franzosen nicht.

Jedenfalls mußte aber Polozk ausgegeben werden. Auf dem Rückzuge hatten die Bayern einen besonders schmerzlichen Verlust zu beklagen. Den Russen fiel nämlich der gesamte Troß in die Hände und damit die sämtlichen 22 Fahnen. Für die braven Truppen, die in offener Feldschlacht die teuren Paniere mit ihrem Herzblut verteidigt haben würden, eine traurige Lehre. Die Truppenteile trifft keine Schuld. Die 22 Fahnen der 11 bayerischen Feld=Infanterieregimenter, der Division des gefallenen Generals Deroz, waren, da die außerordentliche Schwäche der Bataillone die Erhaltung der Fahnen im Kampfe bedroht erscheinen ließ, auf Befehl Wredes in einen Kastenwagen verpackt worden, der mit dem gesamten Wagenzuge bei Selischtsche am 24. Oktober den Russen in die Hände fiel. Nur das 13. bayerische Infanterieregiment, das nicht bei der genannten Division war, brachte seine beiden Fahnen nach der Heimat zurück.

Es mag uns hier gestattet sein, einen Seitenblick zu tun auf die Art und Weise, durch die es den Württembergern gelang, bei der beginnenden Zermürbung der Truppenteile ihre Fahnen zu retten. Der Regimentsarzt v. Koos erzählt:

„Beim Ausmarsch am 2. November aus Wiasma zeigte man mir von der Infanterie jene Soldaten, denen man die Fahnen anvertraut hatte. Unsere Generalität ließ zwar schon früher die Hälfte der Fahnen in Sicherheit bringen, jetzt aber auch die andere

Hälften derselben von den Stangen trennen und die Fahnen selbst stärkeren und mehr Ausdauer zeigenden Leuten theils um den Leib binden, theils in ihre Tornister packen, damit sie auf diese Art erhalten werden möchten, und wie ich später in Erfahrung brachte, hat das württembergische Truppenkorps nicht eine seiner Fahnen in Rußland verloren.*) Diese Bekanntmachung an mich hatte zur Absicht, daß im Falle einer dieser Fahmenträger erkranken oder verwundet würde, ich bestmöglichst für ihn sorgen und im Sterbefalle zur Rettung der Fahne mit beitragen sollte.“

Von Polozk aus führte Wrede seine Bayern nach Wilna, während das II. Korps, dessen Oberbefehl der von seiner Verwundung einigermaßen wiederhergestellte Marschall Dubinot wieder übernahm, von dem IX. Korps unter Marschall Viktor aufgenommen wurde. Viktor, der Anfang September den Njemen überschritten hatte, war am 27. des gleichen Monats in Smolensk eingetroffen. Diese beiden Korps lieferten nun vereint am 14. November Wittgenstein ein Treffen bei Smoliany, das zwar für die Franzosen verloren ging, aber wegen der Hartnäckigkeit, mit der gekämpft wurde, in Wittgenstein die Besürchtung erweckte, daß er überlegene Kräfte vor sich habe. Er wagte nicht zu folgen. Es würde ihm, wenn er den Vorteil ausgenützt hätte, schon jetzt möglich geworden sein, den Franzosen die Straße Orscha—Borissow zu verlegen.

Die Schlage verbot natürlich ein längeres Verweilen in Smolensk. Vor dem Abzuge aus der Stadt ließ Napoleon einen Teil seiner Wagen verbrennen, um sie nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Auch Murat sah man am Feuer stehen und mit einem langen Stecken das Feuer schüren, das seine ange-

*) „In der Kasanschen Kirche zu St. Petersburg, wo alle in diesem Kriege erbeuteten Fahnen aufbewahrt sind, befindet sich nicht eine württembergische“, fügt der Erzähler in einer Anmerkung hinzu. Tatsächlich wurden die Fahnentücher gerettet bis auf eins, das irgendwo mit seinem Träger auf russischer Erde vermodert ist.

zündeten Habseligkeiten verzehrte. Nun ging der traurige Marsch weiter, der große Totentanz!

„Beim Ausmarsch aus Smolensk“, erzählt der Franzose Labaume, „häuften sich Elend und Greuel aller Art mit jeder Stunde. Von Zeit zu Zeit erblickte man Bäume, die die halb-erfrorenen Soldaten anzuzünden versucht hatten. Die meisten Unglücklichen aber hatten während der mühsamen Arbeit schon die Seele ausgehaucht und lagen zwischen den frischen Zweigen, die sie zu entzünden versucht hatten, duzendweise umher. Ja, die ganze Straße würde durch die Menge der Leichname oft gesperrt worden sein, wenn man sich ihrer nicht bisweilen bedient hätte, Gräben und Hohlwege zu füllen. Alle diese Greuel erweckten kein Mitgefühl bei den Vorüberziehenden, sie dienten vielmehr dazu, die Gemüther völlig bis zur völligen Gleichgültigkeit abzustumpfen. Da die Grausamkeit sich nicht mehr gegen den Feind richten konnte, schien es, als wolle sie nun gegen die eigenen Unglücksgefährten wüthen. Die besten Freunde schienen einander nicht zu kennen und wer Ermattung und Krankheit fühlte, mußte die Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen, aufgeben, wenn nicht treue Bediente und gute Pferde zu seiner Hilfe vorhanden waren. Jedem dünkte die Erhaltung der Moskauer Beute für eine wichtigere Sache, als die Rettung eines Freundes und Waffengefährten. Von allen Seiten vernahm man jetzt die Seufzer der Sterbenden, die ihrem gräßlichen Schicksale preisgegeben waren, und die Vorüberziehenden blieben taub dagegen. Verweilte wirklich einer bei solchen Jammerbildern, so geschah es, um zu warten, bis der Sterbende seinen letzten Seufzer aushauchte, um ihn dann schnell auszuführen, die Taschen nach Brot zu durchsuchen und jedes gegen die entsetzliche Kälte schützende Kleidungsstück zur Bedeckung der eigenen Blöße zu benützen.“

Labaume erzählt eine Geschichte, die als Beispiel für die eingetretene Verrohung eine gewisse Berühmtheit erlangt hat und häufig wiedererzählt worden ist.

Ein italienischer Gardegrenadier sieht seinen Oberst auf der Straße zusammenbrechen. Der Grenadier stürzt auf ihn los und will ihn entkleiden. Der Oberst kann noch die Worte stammeln: „Ich bin nicht tot“. Da tritt der Grenadier, die Hand an die Pelzmütze legend, zurück mit den Worten: „Herr Oberst, ich kann warten!“ *)

Bei Krasnoi drohte jetzt neue Gefahr. Napoleon hatte die Stadt mit der Garde bereits erreicht, als Kutusow heranrückte und sich hinter ihm her schob. Die Gefahr lag nahe, daß die weiter zurückbefindlichen französischen Korps einzeln geschlagen wurden. Es kam am 16. und 17. November zum Kampfe. Dabei gelang es dem Kaiser, da Kutusow wie immer beim Angriff wenig Wagemut zeigte und jedenfalls von seiner Übermacht keinen Gebrauch machte, die Korps von Eugen und Davout aufzunehmen. Dagegen mußte Ney benachrichtigt werden, daß man nicht länger auf ihn warten könne, ohne Gefahr zu laufen. Ney, am weitesten zurück, war also vom Hauptheere getrennt.

Um nicht überflügelt zu werden, rückte Napoleon, mit den Garden an der Spitze, weiter nach Orscha vor. Der sich selbst überlassene Marschall Ney, „der Tapferste der Tapferen“, wußte sich aber, freilich mit entsetzlichen Opfern, durchzuschlagen. Zudem er bei Nacht mit 3000 Mann über den zugefrorenen Dniepr ging, dessen brechendes Eis vielen seiner Soldaten den Tod brachte, erreichte er kämpfend mit 900 Mann Orscha. Ein württembergisches Bataillon des Ney'schen Korps zählte in Orscha nach dem Berichte des Hauptmanns Fridolin noch sieben Mann. In der Stärke von 900 Mann war es ausmarschiert, also mit eben so viel Köpfen, als jetzt das ganze Armeekorps zählte. Marschall Ney's Tat aber bleibt unvergessen. Jedenfalls hat er den Feind um den Ruhm gebracht, einen Marschall des Kaiserreiches

*) Diese Geschichte war bereits auf dem Rückwege verbreitet; v. Loßberg erfuhr sie am 7. Dezember. Doch vertritt bei ihm ein französischer Linieninfanterist die Stelle des italienischen Gardegrenadiers.



Marshall Ney auf dem Rückzuge
als gemeiner Soldat fechtend.

mit seinem Korps gefangen zu haben.

Napoleon hatte Ney bereits aufgegeben. Als der Ordonnanzoffizier die Nachricht von dessen Ankunft brachte, rief ihm der Kaiser zu: „Ist es wirklich wahr, sind Sie Ihrer Sache gewiß?“ Auf die feste Versicherung hin äußerte der Kaiser: „Ich habe zweihundert Millionen in den Kellern der Tuilerien liegen, ich hätte sie hingegeben, um den Marschall Ney zu retten!“

In Orscha wurden die übrig gebliebenen Tromm-

ler, Hornisten und Trompeter an die Straßengabelungen gestellt, um die Truppen einigermaßen zu sammeln und ihnen die Marschrichtungen anzuweisen. Der Verlust der Pferde bei der Reiterei, auch denjenigen der Garde, andererseits die große Menge von Offizieren, die wegen der Auflösung ihrer Truppenteile kein Kommando mehr hatten, war die Ursache der Errichtung einer sogen. „heiligen Eskadron“ (l'escadron sacré), die gewissermaßen die Stabswache Napoleons bilden sollte. Der Gedanke war von Marschall Berthier ausgegangen. Murat übernahm den Oberbefehl über diese merkwürdige Truppe, in der Obersten die Unteroffizierstellen einnahmen, während die vier Kompagnien, in die die Eskadron geteilt war, von Generalen befehligt wurden.

Als die Aufforderung zum Eintritt in die heilige Schar an die Offiziere des preußischen kombinierten Manenregiments kam, fügte der Kommandeur der noch verhältnismäßig geschlossenen Truppe, Major v. Werder, der Bekanntmachung hinzu, daß er für seine Person keinen Beruf fühle, sich einer Leibwache anzuschließen, welche eine Ausopferung im Sinne persönlicher Liebe und Anhänglichkeit fordere; eine solche finde sich bei preußischen Offizieren nur für ihren angestammten König. „Selbstverständlich meldete sich im Regiment niemand dazu“, bemerkt die Geschichte des 3. Manenregiments von H. v. Gureßky-Cornik dazu. Ein schönes und stolzes Preußenwort, das Major v. Werder sprach. Das Wort soll unvergessen bleiben!

Inzwischen setzte das Heer den Weg nach der Beresina fort, umgeben von dem Kosakenschrecken. „Schon lange ward kein anderes Signal mehr gehört, als der Ruf: Kosak! Kosak!“ erzählt Leifels. „Dieses war auch hinreichend, die sterbende Armee in Trab zu bringen. Jetzt war die Fahne *) aus Mangel an älteren Leuten in meine Hand gekommen. In einer Nacht, da drei Gewehre und die Fahne die Stärke des Regiments ausmachten, und ich den Posten vor der Fahne hatte, welche neben dem Feuer an

*) Dem 8. Westfälischen Infanterieregiment angehörig.

den drei Gewehren stand, und die drei Leute, denen die Gewehre gehörten, spät in der Nacht vom Holzholen noch nicht zurückgekommen waren, verbrannte der Kommandeur die Fahnenstange mit den Worten: „Wir beide allein können sie nicht bewachen!“

Die Kälte ließ am 20. November nach. Es trat Tau- und Regenwetter ein. Die schmelzenden Schneemassen boten für das Vorwärtstommen ein neues Hindernis, wenn auch an sich die gelindere Witterung willkommen war. In Bobr, ungefähr halbwegs zwischen Orscha und Borissow, mußte Napoleon ungefähr die Hälfte der Fuhrwerke zurücklassen oder verbrennen, da er die Pferde dringend für die wenigen Geschütze bedurfte, die noch übrig waren. Von einem großen Teile der Geschütze, die nicht weiter geschleppt werden konnten, waren schon in Smolensk die Rohre in den Dniepr versenkt oder vergraben worden.

Alles kam jetzt darauf an, den Übergang von Borissow zu erreichen. Daß Tschitschagow bereits mit der Donauarmee heran war, hatte man erfahren. „Sollte sich der Feind des Brückenkopfes bemächtigt und die Brücke zerstört haben, so daß man nicht übergehen könnte, so wäre das ein großes Unglück“, schrieb der Kaiser und mußte am folgenden Tage durch den mit 8000 Mann vorausgeschickten Marschall Dudinot erfahren, daß dieses Unglück tatsächlich eingetroffen sei. Dudinot war es zwar gelungen, die Russen auf das rechte Beresinaufer zurückzuwerfen, aber die abziehenden Feinde hatten die Brücke zerstört.

In dieser entsetzlichen Lage zeigte sich Napoleon wieder in seiner ganzen Größe als Feldherr, trotz der Trümmerhaftigkeit seines Heeres.

In diesen Augenblicken war der Kaiser wieder der frühere General Bonaparte, ähnlich wie später im französischen Winterfeldzuge 1814. Man braucht kein Napoleonschwärmer zu sein, wenn man seine Tatkraft und Entschlossenheit in diesen Augenblicken bewundert.

Zunächst mußte Marschall Victor mit seinem verhältnismäßig noch schlagfertigen Korps von etwa 11 000 Mann von

Tschereja herangezogen werden. Er sollte damit Wittgenstein möglichst fern zu halten suchen.

Erschütternd muß es für die Soldaten des Victorischen Korps gewirkt haben, als sie bei Lischniza auf die große Armee stießen und deren Zustand zum ersten Male erblickten. Das Tagebuch des Markgrafen Wilhelm von Baden berichtet vom 25. November:

„Es zog gerade in diesem Augenblicke die polnische Armee vorüber; ich ließ meine Brigade halten, um ein bisher nie erlebtes Schauspiel näher zu beobachten. Es mögen etwa zwanzig Adler gewesen sein, die, von Unteroffizieren getragen, zuerst vorbeikamen. Diesen folgten mehrere Generäle, teils zu Fuß, teils zu Pferde; einige trugen Damenmäntel von Seidenzeug mit Zobel besetzt, und nun folgte eine Anzahl von vielleicht 500 bewaffneten Soldaten, der traurige Überrest eines Armeekorps, das den feindlichen Boden mit 30 bis 40 000 Mann betreten hatte. Dabei war das Wetter außerordentlich schön, und die Sonne beleuchtete mit ihren Strahlen diese für uns alle so erschütternde Szene.“

Dudinot wurde angewiesen, seinem Gegner Tschitschagow durch ein Scheinmanöver eine Falle zu stellen. Er stellte sich, als wolle er weiter südlich von Borissow die Beresina überbrücken. Und richtig ging auch der Russe in die Falle, indem er einen Tagesmarsch nach Süden ausführte, während Dudinot tatsächlich auf Studjanka, nördlich von Borissow, rückte und den Brückenschlag begann.

Es wurden unter furchtbaren Mühsalen zwei Brücken geschlagen. Sie wurden allerdings erst am folgenden Nachmittage fertig, da man die Pontons in Orscha zurückzulassen gezwungen war und die nötigen Balken und Bretter aus Studjanka durch Abreißen der Hänser und Ställe sich beschaffen mußte.

Die Pioniere taten fast mehr als ihre Schuldigkeit. Es war wieder Frost eingetreten, und die Leute mußten bei der Arbeit bis an die Brust im eiskalten, schollentreibenden Wasser der

Beresina stehen. Durch eine Artilleriestellung beherrschte man das jenseitige Ufer.

Die Beresina ist an und für sich nicht ein so bedeutender Fluß, aber das Tauwetter der letzten Tage hatte sie anschwellen lassen. Besonders erschwert wurde der Zugang durch die sumpfigen Ufer.

Am 26. November war Napoleon heran. Der Übergang konnte beginnen, auf der ersten Brücke für Infanterie Nachmittag um 1 Uhr, auf der zweiten größeren für Reiterei, Artillerie und Fuhrwerke um 4 Uhr.

Das Rehsche Korps und die Artillerie Dubinots und die der Garde waren die ersten, die die Brücken überschritten. Die größere Brücke brach dabei zweimal und mußte wieder hergestellt werden.

Die übrigen Korps sammelten sich inzwischen um Studjanka und Borissow. Das Gewühl wurde entsetzlich, namentlich durch die vielen „Isolierten“. Die Nacht brach an; man lagerte, wo man gerade sich befand. Lebensmittel waren nicht zur Stelle, außer dem wenigen, das vielleicht gerade der Einzelne in den Taschen führte. Am 27. ließ der Kaiser einige Tausend Isolierten übergehen, dann überschritt er selbst den Fluß mit den Gardes. Auf beiden Ufern galt es, sich die Russen vom Leibe zu halten. Die Truppen schlugen sich vorzüglich, wie immer, wo Napoleon in Person befehligte.

So lange das Auge des Kaisers den Übergang überwacht hatte, war die Ordnung noch ziemlich erhalten geblieben. Wie es nun aber wurde, mag uns ein Augenzeuge schildern, der westfälische Stabsoffizier v. Loßberg:

„Früher hatte sich unter den keiner Abteilung mehr angehörenden Militärs und Nichtmilitärs, welche den von der Hauptstraße abgehenden zwei Nebenwegen gefolgt waren, von selbst eine gewisse Marschordnung gebildet, die niemand zu verlassen sich getraute; jedoch auf der Höhe von Studjanka, dem Punkte,

wo das hier zu übersehende Thal sich erweiterte, erwachte der Rettungstrieb in allen den Menschen, die nur noch instinktmäßig der Gegenwart lebten. Angesichts des Flusses, in der Zuversicht, daß sie hier die lange gesuchten Brücken finden würden, bogen sie jetzt zu beiden Seiten aus, um solche früher als der Vorder- oder Nebenmann zu erreichen. Vor dem Flusse aber angekommen, blieb ihnen, da dieser wegen Grundeis und der beiden stark mit Eis angelegten Ufer, nicht anders zu passieren war, nichts übrig, als wieder in die frühere allgemein angenommene Ordnung zurückzukehren, welches dann die weitere Folge herbeiführte, daß oft nur das Recht des Stärkeren entschied. Hierzu kam noch, daß alles Fuhrwerk bereits den 26. und 27. versucht hatte, die Brücken zu überschreiten, was aber von den davor aufgestellten Wachen nicht erlaubt wurde. Dieses veranlaßte, daß es auf dem Wiesengrunde auffuhr, den Zugang zu den Brücken sperrte und die ausspannenden Fuhrleute zu Fuß und zu Pferde davoneilten; worauf die zusammengedrängte Menschenmasse sich in viele Abteilungen zerplitterte, welche die Wagen zur Seite schafften oder zerschlugen und wie ein ausgetretener Strom dadurch wogten.

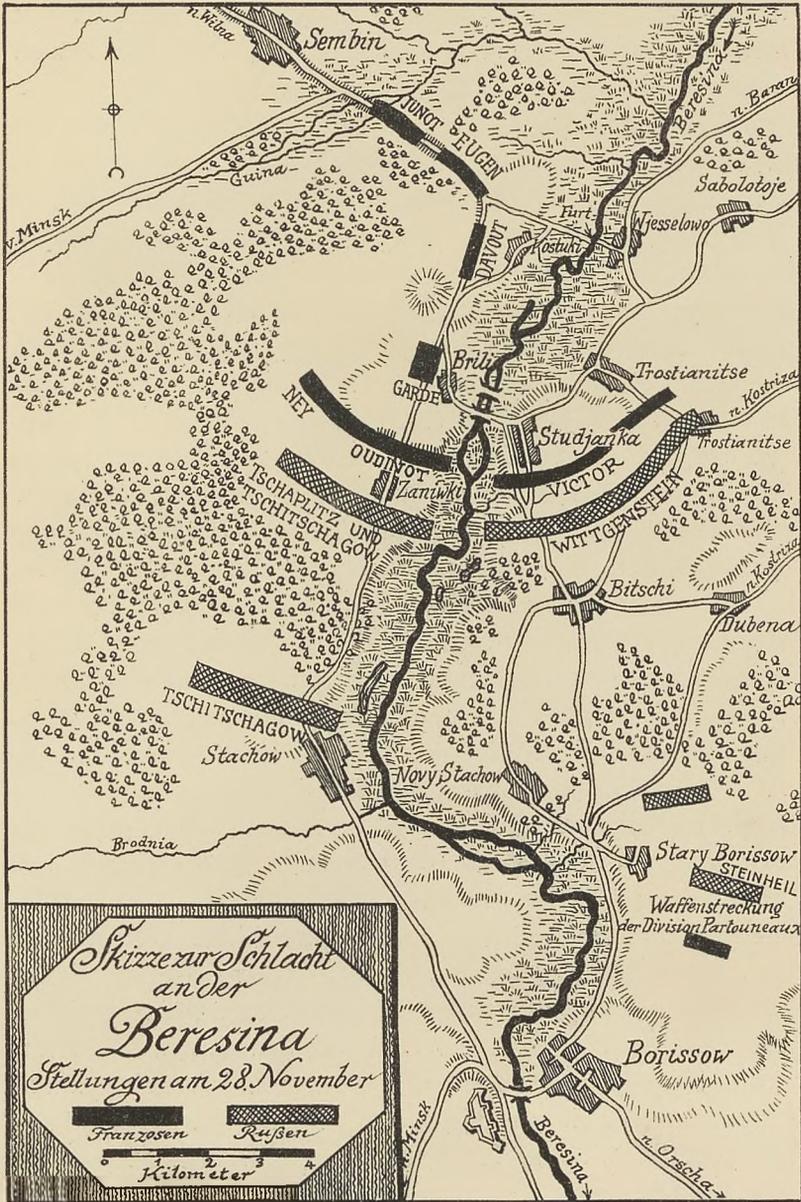
Was meine Person betrifft, so ritt ich mit meiner Umgebung, nachdem ich neben Studjanka wieder angekommen war, einige hundert Schritte rechts ausbiegend vor, kam neben die Wagen und erblickte den meinigen, worin sich einige Nachzügler damit beschäftigten, nachzusehen, ob meine Leute, die ebenfalls dem Rettungstrieb gefolgt waren, noch etwas für sie hinterlassen hätten. Der Gedanke, die Beresina mit dem uns vor derselben begegnenden Oberstleutnant von Kauschenplatt zu durchreiten, gaben wir wegen des hohen rechten Flußufers und weil das Eis zu stark angelegt hatte, bald wieder auf. Hierzu trug bei, daß ich, wie ich an das linke Ufer heranritt, auf dem spiegelglatten Eise gestürzt war, wobei mich das wieder auffspringende Pferd, da ich im Steigbügel hängen blieb, einige zwanzig Schritt hinter sich herschleifte. Ein anderer Versuch, mit einem am linken Ufer

stehen gebliebenen französischen Garde-Dragoneregimente,*) dessen Kommandeur den Oberstleutnant von Kauschenplatt kannte, über die Brücke zu kommen, führte auch zu keinem Ergebnis, weil das bereits dahin marschierende Regiment den Befehl von Victor erhielt, gegen den in diesem Augenblicke heftiger aufdringenden Wittgenstein in seine Schlachtlinie zu rücken.

So war es zwölf Uhr Mittags geworden, und wir fühlten sämtlich, daß es höchste Zeit sei, über die Beresina zu gelangen, was, wenn Victor von Wittgenstein auf die Brücke geworfen wurde, gar nicht mehr auszuführen gewesen sein würde, indem schon die wenigen Granaten, die letzterer in die Masse werfen ließ, Furcht und Entsetzen darin verbreiteten, so daß wir uns sehr glücklich priesen, daß sie hundert bis hundertundfünfzig Schritt vor uns zersprangen. Das Geräusch der einschlagenden und zerspringenden Granaten, sowie das Geschrei der Betroffenen in dem zusammengedrängten Menschenhaufen, worunter sich Angestellte von den Verwaltungsbehörden, Marktender und Frauen befanden, war wahrhaft grausenerregend.

Dieses alles und der Entschluß, fest aneinander zu halten, trug dazu bei, daß wir uns in die sich nach der Beresina wälzende Menschenmasse hinein begaben und dem Strome folgten. Jedoch in Zeit von einer Viertelstunde waren wir bereits getrennt, und ich befand mich bald zwischen Menschen von allen Nationen, die hier das Unglück zusammengeführt hatte, indem meine Umgebung jeden Augenblick wechselte. Nur sehr kräftige Pferde, wie mein Sennar, konnten sich auf den Beinen erhalten; schwache konnten dem Drucke nicht widerstehen, welcher von allen den in den Wagentrümmern sich bildenden und eindringenden Kolonnen erfolgte, was denn auch viele Reiter veranlaßte, von den Pferden zu springen und solche zur Vermehrung der gräßlichen

*) Es gab bei der französischen Kaisergarde nur ein Dragoneregiment. Doch bei der italienischen Garde befand sich ebenfalls ein solches, das fast genau die gleiche Uniform wie das betreffende französische trug.



Unordnung ihrem Schicksale zu überlassen. Einmal unter den Menschen eingeklemmt, hatte man keine Wahl mehr über den zu nehmenden Weg; ebenso war es auch, wenn man sich nicht in den äußersten Kolonnen an den Seiten befand, eine Unmöglichkeit weiter zu kommen. Man folgte so nahe wie möglich seinem Vordermanne, was oft durch die sich kreuzenden Kolonnen unmöglich gemacht wurde. Bei solchen Bewegungen entschied der Augenblick, indem die eine Kolonne eine jede entstehende Lücke der anderen benutzte, um sich unaufhaltfam hineinzuschieben, wodurch dann die letzte solange zum Halt genötigt wurde, bis sich auf dieselbe Weise das Glück wieder für sie erklärte. Hier war es auch hauptsächlich der Augenblick, wo einen nur die Kraft und ein fester Sitz im Sattel rettete. Die Menschen, die sich zu beiden Seiten mit Sachen behängt und bepackt hatten, verloren solche sämtlich; ja, die Fußgänger behielten selbst keinen Knopf auf dem Rocke. Meinen Säbel erhielt ich nur dadurch, daß ich ihn zu meiner Selbsterhaltung zog und ihn hauptsächlich dazu benutzte, die Pferde meiner Neben- und Vordermänner damit auf den Beinen zu erhalten; auch das meinige erfuhr eine gleiche Behandlung, wozu es keiner mündlichen Übereinkunft bedurfte, indem das eine stillschweigend durch die Not gebotene Maßregel war. Die Schwierigkeiten vermehrten sich bei der Annäherung an die Brücke, wo der Boden durch den Massenandrang so schlammig geworden war, daß Menschen und Pferde, einmal ins Straucheln gekommen, sich nicht wieder zu helfen vermochten und von den folgenden überritten wurden. Einmal war auch ich diesem Schicksal sehr nahe, als ich zwischen niedergetretene Pferde geriet, die sich aufzurichten bemühten und dadurch das meinige so herabzogen, daß es bereits völlig auf den Knien lag. Nur durch die Muskelkraft desselben und dadurch, daß mein Hintermann, entweder ein preußischer oder ein sächsischer Offizier, dasselbe nicht allein tüchtig hieb, sondern auch mit der Spitze seines Degens stach, welchen Dienst ich, wie bereits bemerkt, manchem

anderen ebenfalls erwiesen habe, wurde ich der Gefahr entzogen.

Zweimal verfehlte die Kolonne, der ich mich angeschlossen hatte, den richtigen Weg nach der Brücke, was dann jedesmal ein Umkehren und den Versuch veranlaßte, in eine andere Kolonne mit der Hoffnung sich einzudrängen, daß sie den rechten Weg treffen würde.

Nur zwei Schritte von der Brücke traf ich dicht am Ufer im Wasser, wo sich das Eis aufgelöst hatte, eine Kolonne zu Pferde, von der sich einzelne Reiter vergebens bemühten, die Brücke durch Springen zu erreichen, was mich mit einigen Offizieren meiner damaligen Umgebung veranlaßte, die Pistolen zu ziehen und den im Wasser Haltenden drohend zu bedeuten, uns erst vorüberreiten zu lassen. Die Drohung wirkte, ich war auf der Brücke, dem ersehnten Ziele so vieler Tausend Menschen, und durchdrungen vom innigsten Dankgeföhle gegen das höchste Wesen, überschritt ich sie; aber in welcher Lage befand ich mich! Es war bereits finster geworden; nicht einen einzigen bekannten Menschen fand ich in meiner Nähe, und äußerst plötzlich war der Übergang von der größten Hitze, welche ich unter den Menschen steckend, empfand, zur empfindlichsten Kälte auf der dem Winde so ausgesetzten Brücke, welche in dem Augenblicke meines Überganges nur von einzelnen Menschen wegen der nötigen Wiederherstellungsarbeiten betreten werden konnte. In welcher Abspannung sich mein Körper befand, wurde ich erst in dem Augenblicke gewahr, wo ein heftiger Frost mein Innerstes durchrüttelte und ich mich von einem kalten Schweiß bedeckt fühlte. Herzlich freute ich mich daher, ungefähr hundert Schritt von der Brücke französische Vivaksfeuer zu finden, deren größtem ich mich, das Pferd führend, näherte. Es befanden sich nur zwei Offiziere dabei. Diese ließen aber meine vorgebrachte Bitte um augenblickliche Aufnahme nicht einmal zu Ende kommen, sondern wiesen mich, obgleich ich mich als Stabsoffizier zu erkennen gab, auf eine

so unkameradschaftliche Weise ab, daß ich, darüber gereizt, unter andern sehr heftigen Worten entgegnete, ich hoffte, da es noch sehr weit bis an den Njemen sei, Gelegenheit zur Vergeltung zu finden.

Indem ich mich in meine damalige Lage zurückversetze, möchte ich ausrufen: Der Herr sei gelobt dafür, daß er mich zu ein paar Menschen führte, die den kameradschaftlichen Pflichten so wenig genügten. Jetzt sehe ich ein, daß ich gerade solche Menschen finden mußte, um in eine viel freundlichere Lage versetzt zu werden, denn dieses schändliche Zurückweisen nötigte mich, in Bewegung zu bleiben, wodurch ich wieder erwärmt wurde, und war die Veranlassung, an die Brücke mit der Hoffnung zurückzugehen, daß diese ein Bekannter von mir passieren würde. Diese Hoffnung betrog mich nicht. — —“

Vom 27. November mag uns auch v. Roos ein Bild geben: „In Studjanka und dessen Umgebung sah man heute noch immer Truppenabteilungen, Artillerie und Troß ankommen, und in der Ferne, vor, zur Seite und hinter uns hörte man das uns seit langer Zeit beunruhigende Kanonieren. Alle Ankommenden wollten sogleich zur Brücke sich durchdrängen, machten aber, ebenso wie wir Unbewaffneten, vergebliche Versuche. Es hieß ferner bei uns, Napoleon halte selbst an der Brücke, und seine Gendarmen ließen niemanden, der nicht Waffen trage, oder zum Dienstunfähig sei, hinüber. Er habe befohlen, alle Karren und Offizierswagen zu verbrennen, und viele wären auf diese Art vernichtet worden. Heute Abend sagte man: Seit der Kaiser und die Gendarmen die Brücke passiert und jenseits sind, herrscht diesseits keine Ordnung mehr; viele Menschen und Pferde verunglückten, es ist unmöglich zur Brücke zu kommen, sie ist ohne Gefahr nicht zu passieren, und ihr Einsturz droht jeden Augenblick.“

Ich hatte in der Betrübniß über die Trennung von denen, zu welchen ich gehörte, fünf Versuche zum Übergange über die Beresina vergeblich gemacht, kam jedesmal so ins Gedränge,



Am der Beresina.

daß ich theils zur Seite, theils vor- und rückwärts gedrängt wurde, die Brücke aber nie erreicht und nicht einmal gesehen habe, so daß ich mich jetzt noch wundere, wie ich da ohne Unglück, das doch auf allen Seiten drohte, abgekommen bin.“

Da der Erzähler zu denen gehörte, die auf dem linken Beresinaufer zurückblieben und in russische Gefangenschaft fielen, mag er uns weiter berichten:

„— Die große Verwirrung dieses Tages begann; den Anfang dazu hatte ein Schwarm Kosaken, der hinter unsrer Scheune vorüberjagte, gemacht, und schnell vermehrte sich dieselbe durch einige in der Nähe gefallene Kanonenschüsse, deren Kugeln saufend und zischend über uns wegslogen und in die unglaublich große Wagenburg einschlugen, die vor der Scheune war.

Nun war es Zeit geworden, die Scheune zu verlassen. Mein Soldat mit den Pferdchen machte sich auf, ich folgte; hinaus drängte sich alles, und draußen drängte und drückte sich jeder der Brücke zu. Es ist unmöglich, das bunte Gewirr der Menge, ihren Eifer zu fliehen, das Geschrei, die Unordnung im ganzen und die Rohheit der einzelnen, wie einer dem andern vorzukommen sich beeiferte, zu beschreiben. Bagagewagen, Kanonen, Equipagen und Karren, drängten sich ineinander vorwärts, so daß ihre Speichen und Achsen krachten. Unter Schimpfen und Fluchen in allen europäischen Sprachen gaben sich die Infanteristen Stöße mit dem Gewehrkolben, Reiter hieben mit Säbeln um sich, und Fuhrknechte schlugen mit ihren Peitschen drein; dazwischen hörte man das Geschrei der Verzweiflung von Weibern und Kindern. In diesem unglaublichen Gedränge verlor man seine Gesellschaft; man sah sich bald unter fremden Gesichtern mit verzweiflungsvollen Zügen, die Rettung und Gelegenheit zum Übergang und zur Flucht suchten, währenddessen die russischen Kanonen fortfuhren uns zu beschießen.

In diesem Gedränge kam ich einem Wagen nahe; ich bestieg ihn, und jetzt sah ich zu meinem größten Schrecken unsere äußerst

schlimm gewordene Lage. Eine Wagenburg von vielleicht tausend Fuhren in größter Verwirrung vor, in und um Studjanka, das nur noch wenige Häuser hatte, und um diese ein Wehren und Ringen von vielen Tausenden, dem Ort der Brücke zu. Das linke Ufer der Beresina hinauf und hinab von diesen dick besetzt, hinüberschauend, hinüberwollend, und Kosaken auf der anderen Seite; links und hinter uns die Linien der Russen zu Pferd und zu Fuß, mit Kanonen, deren Feuer unsere Lage immer verzweifelter machte. Rechts von mir, an dem Flusse aufwärts; sah ich die Gegend von Russen leer und viele der Unsrigen ihren Weg dahin nehmen. Dahin ist noch ein Ausweg zum Entkommen, sagte ich zu denen, die um den Wagen standen. Es hatte sich nämlich seit unserm Aufenthalt bei Studjanka das Gerücht verbreitet, daß zwei Brücken gebaut wären, von denen eine hier für uns, die andere höher oben am Flusse für die Bayern bestimmt sei; andere versicherten, zwei Brücken stünden hier vor uns.

So nahe ich auch war, so hatte ich doch seither noch keine Brücke gesehen, selbst auf dem Wagen stehend nicht, denn die Menge der Wagen und Menschen am diesseitigen Ufer erlaubte es nicht.

Ich stieg, während eine Kugel in die Speichen der nahen Wagenräder einschlug, schreckliches Gefrach verursachte und eine Soldatenfrau verwundete, schnell vom Wagen und eilte mit vielen dem Orte der gehofften Rettung zu. So viele wir dahin zogen, so viele begegneten uns von da zurückkehrend. Es ist da oben keine Brücke, behaupteten sie. Dies bewies uns der Mangel an Weg und Steg dahin, und wir hatten, um zu dieser Überzeugung zu gelangen, eine Strecke von einer Werst, in der Richtung nach dem Dorfe Wjesselewo zu, zurückgelegt. Unterwegs trafen wir an einem Hügel einen Soldaten, der nasses, zusammengeballtes Mehl zum Verkaufe ausbot. Auf dem Rückwege aber sah ich im Walde Feuer und Soldaten mit Waffen. In der Absicht auszurufen, um uns zu erwärmen und neue Pläne zu entwerfen, ging

ich mit einigen hin. Wir fanden polnische Grenadiere, einige Stücke graues Schlachtvieh hütend. Auch sie bestätigten, daß weiter oben keine Brücke sei.

Nach einigem Verweilen ward entschieden, in das Unglück, Tod und Gefangenschaft drohende Gewühl am Dorfe zurückzuführen. Als wir die Ecke des Waldes erreicht hatten, kam ein Gemisch von unzählig vielen Unseresgleichen, wie getrieben und hinter ihnen her ein Schwarm Kosaken; schon wandte ich links, um wieder in den Wald hineinzuschleichen, als ich plötzlich von einem Kosaken am Manteltragen festgehalten wurde.“

So fiel der Erzähler in die Hände der Kosaken, die ihn völlig ausplünderten.

Dem Victorischen Armeekorps war die Aufgabe zugefallen, bis zuletzt die Brücken zu decken. Vier Brigaden, die badische, bergische, polnische und sächsische, mußten, das Dorf Studjanka im Rücken, standhalten. Auf ihrem linken Flügel hielt das badische Husaren- und das hessische Chevaulegerregiment. Dem rechten Flügel unter Markgrafen Wilhelm von Baden gelang es, obwohl die badische Infanterie bereits ihre Munition verschossen hatte, durch einen Sturmangriff die vordringenden Russen zurückzuwerfen, dagegen wurden die bergischen Bataillone in der Mitte der Anstellung zum Weichen gebracht. In diesem bedenklichen Augenblick erhielten die beiden Kavallerieregimenter auf dem linken Flügel Befehl zum Angriffe. Die badischen Husaren im ersten Treffen, die hessischen Chevaulegers im zweiten, wirft sich die Reiterchaar auf die Russen. Ein Viereck des russischen 34. Jägerregiment wird zusammengeritten und zu Hilfe eilende russische Kürassiere geworfen. Der Feind gab jetzt alle weiteren Vorstöße auf. Die Nacht brachten die braven Truppen auf dem Kampfplatze zu. Die badische Brigade hatte freilich einen Verlust von 28 Offizieren und 1100 Mann zu beklagen. In Reih und Glied blieben ihr noch 900 Mann! Und für diese Hingebung hatte Napoleon nicht ein Wort des Lobes übrig!

Aber nun mußte Victor auch auf die Rettung der noch auf dem linken Beresinaufer befindlichen Truppen bedacht sein, die nun den Übergang bewerkstelligten. Zuletzt ging von den Kampffähigen Markgraf Wilhelm mit den Badenern im heftigen Schneestöße über die Brücke und nahm sogleich auf dem andern Ufer eine Kampfstellung ein. Die Brücken mußten nun auf höheren Befehl zerstört werden, ungeachtet der Scharen von „Follierten“, die ihrem Schicksale überlassen wurden.

Am Tage zuvor hatte General Partouneaux, mit seiner Division völlig abgeschnitten, bei Stary Borissow die Waffen strecken müssen. Bei der Division befand sich auch das schöne sächsische Dragonerregiment Prinz Johann.

In der Hauptsache hatte aber Napoleon an der Beresina doch seine Absicht erreicht, er hatte die Trümmer seines Heeres über den Fluß gerettet. Es dürften an 12 000 Mann Infanterie und 200 Reiter an kampffähigen Truppen gewesen sein, die die Beresina überschritten, dazu 30 000 Mann an solchen, die keinem Truppenteile mehr angehörten. An 30 000 Mann mag der Verlust betragen haben.

Des Heeres Auflösung.

Der Umklammerung entronnen, schlug das Heer den Weg nach Wilna ein. Furchtbar sah das Gefilde um die Trümmer der Beresina-Brücken aus. Der Boden war mit Erfrorenen, Getödeten und Verwundeten bedeckt. Zebrochene Wagen, tote Pferde, Waffen, Kochgeräte, Plunder und Gerümpel aller Art auf dem zerstrampelten und zerfahrenen Wiesengelände, besonders an den Zugangsstellen zu den Brücken. Im Flusse selbst die Leichen und Wagentrümmer, durch die Strömung und die Eisschollen zu großen Massen zusammengetrieben, aus denen noch Kavalleristen auf ihren Säulen zu Eis erstarrt, Standbildern gleich, aufragten. Solche Massen, daß die russischen Jäger über sie hinweg den Fluß überschreiten konnten.

Noch nach Jahren sollten kleine Inseln sichtbar gewesen sein, die aus jenen Schlachtopfern bestanden, mit einem üppigen Wuchse von Vergißmeinnicht bewachsen, gleich als wollte die Natur selbst das große Wellengrab schmücken. An 24 000 Leichen soll der Gouverneur von Minsk haben verbrennen lassen.

Napoleon suchte wohl alle noch Waffenfähigen zusammenzuhalten und wieder in feste Verbindung zu bringen, aber die nun wieder einbrechende Kälte vernichtete alle Versuche im Keime. Die Menschen waren eben am Ende ihrer Kräfte angelangt. Die verklammten Hände konnten das Gewehr nicht mehr umspannen.

Nur ein Gedanke jetzt noch — Wilna!

Winterquartiere!

In Wilna gab es Magazine, dort würde man von frischen Truppen aufgenommen werden. War ja die Division Loison aus Königsberg dorthin im Anmarsch.

Ein schöner Gedanke, die Winterquartiere!

Auch Napoleon sprach ihn in einem Tagesbefehl aus — aber freilich waren diese Schriftstücke hauptsächlich für die Außenwelt berechnet. Daß der Zusammenbruch nicht aufzuhalten war, hat der Kaiser sicher erkannt. Es galt aber zu retten, was noch zu retten war.

Auch noch jenseits der Beresina setzten sich die Schreckensszenen fort. Es sei hier gestattet, aus jenen Stunden ein einziges Geschehnis zu erwähnen, weil es besonders kennzeichnend für den deutschen Reitergeist ist. Nach dem Berichte eines Augenzeugen, eines Badenens, war auf dem Damme, der durch die Sümpfe von der Beresina nach Sembin führt, ein alter wettergebräunter, mit mehreren Ehrenzeichen geschmückter bayrischer Chevauleger ängstlich bemüht, sein Pferd, welches von dem Damm herunter in den unergründlichen Morast herabgeglitten war, wieder emporzuziehen. Aber vergebens waren alle Mühen und Schmeichelworte, womit er suchte, sein Roß zu der nötigen Kraftanstrengung zu ermuntern. Wiederholt mit den Vorderfüßen festen Grund fassend, aber zu schwach und abgetrieben, das Hinterteil nachzuziehen, glitt es immer wieder in den Sumpf zurück. Plötzlich ein klagendes Gewieher ausstoßend, weigerte es, wahrscheinlich im Gefühl seiner Kraftlosigkeit, jede weitere Folgsamkeit.

Dies vernehmend, brach auch der Chevauleger in schmerzvollem Tone in die Worte aus:

„A! Tiefel! is a so? Kannst nit mehr? Na wart! Wir hoaben so viel zusammen mit durchgemacht, so wollen wir auch miteinander sterben. I verlaß di nit!“

Worauf er in den Sumpf hinabspringend und sein treues Roß um den Hals fassend, es mehrmals zärtlich küßte, während dessen Roß und Reiter schnell immer tiefer sanken, so daß schon nach wenigen Augenblicken die schlammige Flut über beide zusammenzuschlug. Obgleich durch die bisher erlebten Greueltaten aufs äußerste abgestumpft, verfehlte dieser rührende Zug gleichwohl nicht, bei allen, die dessen Augenzeuge waren, einen tiefen Eindruck zu machen, welcher sogar bei einigen Franzosen sich in dem lauten Rufe Luft machte: „Ah voilà vraiment un brave! (A, wirklich ein braver Mann!)“

Die Leiden mehrten sich, als die Kälte wieder einfiel und von Tag zu Tag stieg. Die armen Leute taumelten vorwärts, nur von dem Drange nach Rettung getrieben, fast ohne Nahrung, ohne Schlaf! Nur vorwärts. Leifels, dessen Erinnerungen hier mehrfach benutzt wurden, erzählt, daß er sich teilweise von etwas Birkenbast und Vogelbeeren genährt habe. Das Fürchterlichste aber ist seine Erzählung, nach der sich einzelne Soldaten in der Fiebergier des Hungers heimlich auf die Leichname einiger bei einem Brande ums Leben gekommener Kameraden stürzten und gebratenes Menschenfleisch verschlangen.

Stumm zogen die Massen ihres Weges fort. Wenn der Ruf: „Rosaken“ ertönte, setzte sich alles in Trab — in Lumpen, Pelzen, halbverbrannten Mänteln, die Arme der Erwärmung wegen verschränkt, die frostscherzenden Füße umwickelt, alles zerlumpt, mit rauchgeschwärzten Gesichtern. An Waschen dachte schon lange kein Mensch mehr, denn man hätte ja erst dazu den Schnee schmelzen müssen, außerdem meinten die Leute, die Schmutzschicht halte die Kälte noch ab. Die Bärte waren lang gewachsen und mit Reif bedeckt. Dazu das Ungeziefer! Am Tage war es weniger fühlbar, aber an der Wärme der Bivakfeuer wurde es lebendig und den damit Behafteten fast unerträglich. Die Bivakstellen waren am Morgen gewöhnlich mit einer Anzahl Erfrorener gedeckt. Oft häufte man die Toten zu Mauern, um Schutz gegen

den eisigen atembenehmenden Wind zu finden. In den spärlich vorhandenen Ortschaften wurden die Häuser oft über dem Kopfe derjenigen abgerissen, die darin Schutz gesucht hatten, um Brennholz zu gewinnen. Bisweilen steckten die Kälte durchschauerten auch Häuser in Brand, um sich zu wärmen. Wenn bei dem entstehenden Gedränge Leute in die Flammen gestoßen wurden und elend umkamen, so bekümmerte das niemand weiter, wo eben nur der Selbsterhaltungstrieb in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit sich geltend machte. Besonders begehrt und förmlich belagert waren der Wärme wegen die rauchenden Trümmer der Brandstätten. Und die Kälte stieg noch immer!

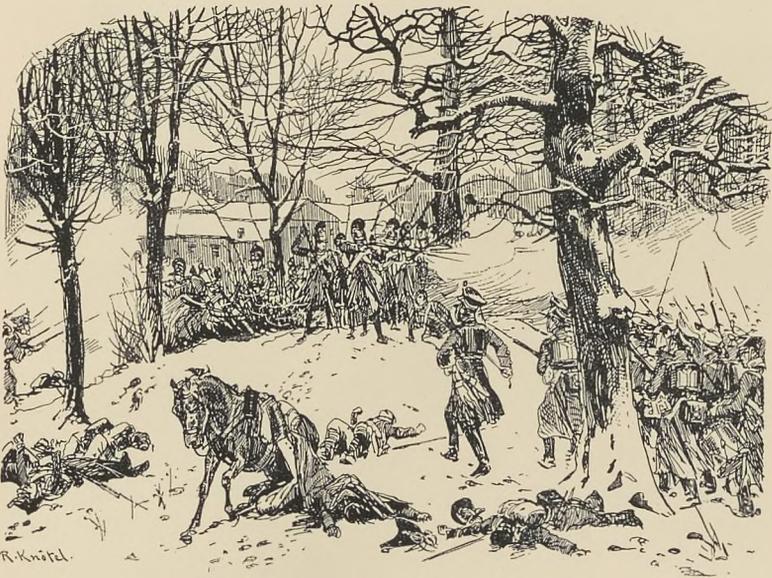
Die Leute stürzten taumelnd zusammen und blieben tot liegen. „Er hat das Gehirn erfroren“, sagten gleichgültig die Kameraden und setzten den Weg fort.

Mit diesem Heere von armseligen Bettlern war nichts mehr zu beginnen. Das mußte Napoleon sich selbst sagen. Zudem wurde er wohl den Gedanken an den Putsch des Generals Malet nicht los. Noch war im Westen, da es ja damals noch keinen elektrischen Telegraphen gab, nichts von der Größe des Unglücks bekannt geworden. War es Malet möglich gewesen, gleich den Polizeiminister gefangen zu setzen, wessen mußte er jetzt gewärtig sein, wo er keine Heeresmacht mehr hinter sich hatte. Zu befehligen gab es hier nichts mehr. Seine Gegenwart war in Paris jetzt nötiger. Seiner gewohnten Tatkraft war es dort allein möglich, neue Hilfsquellen zu finden und vor allem die Gemüther zu beruhigen, wenn die Trauerkunde über kurz oder lang dort eintraf. Auf die Dauer ließ die Sache sich doch nicht mehr verheimlichen. Wohl hatte er noch die Lage an der Beresina als eine furchtbare Niederlage der Russen erscheinen lassen, aber jetzt hieß es der Wahrheit ins Gesicht sehen.

Damit hat es Napoleon nach außen hin allerdings nie sehr genau genommen. Wer die amtlichen „Bulletins“ einer Geschichte der napoleonischen Kriege zu Grunde legt, wie es ja

tatsächlich auch von Napoleonschwärmern in reichem Maße gesehen ist, der bekommt ein sehr einseitig ausgeführtes und falsches Bild. Man tut diesen Bulletins wirklich kein Unrecht, wenn man sie verlogen nennt.

Das berühmte 29. Bulletin, das letzte, das ausgegeben wurde, von Malodetschno, den 3. Dezember datiert, enthüllt



Verteidigung des Schlosses und Parks von Malodetschno
durch badische Truppen.

die Wahrheit nur zum Teil, gibt aber immerhin doch eine Andeutung von dem Unglück. Natürlich schiebt Napoleon alles Unheil auf den bösen russischen Winter. Daß er 6 bis 7 Wochen in Moskau und mit dem Zuge nach Süden verlor, wo ein nur 14 Tage früher angelegter Ausbruch der Sacke hätte ein anderes Gesicht geben können, verschweigt er natürlich. Wie blutiger Hohn klingen aber die Worte: „Menschen, welche die Natur

nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, welche sie allem überlegen schuf, bewahrten Heiterkeit und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten.“

Von Heiterkeit war in der Sterbestunde der großen Armee verzweifelt wenig zu spüren. Am 4. Dezember hatten die schwachen geschlossenen Reste, besonders die badiſchen Truppen einen heftigen Kampf bei der Verteidigung des Schlosses von Malodetschno zu bestehen.

Am 5. Dezember kam Napoleon in Smorgoni an und berief seine Getreuen zu einem Kriegsrat, Murat, Eugen, Berthier, Ney, Davout, Mortier und Bessières. „Ich verlasse Sie“, redete er sie an, „um dreimahlhunderttausend Mann herbeizuführen“. Das war nun allerdings wieder einmal eine hohle Redensart. Denn ehe ein solches Heer wirklich aufgebracht war, mußte das Schicksal in Rußland längst entschieden sein. Der Feldzug war unrettbar verloren. Was Napoleon, in Paris angelangt, aufstellen konnte, kam erst für einen neuen in Betracht, der sich voraussichtlich auf einem andern Schauplatz abspielen mußte.

Murat wurde mit dem Oberbefehl über das sterbende Heer betraut. Ein entschiedener Mißgriff des Kaisers. Keiner der Generale, die er in Smorgoni um sich versammelte, eignete sich für diese Aufgabe so wenig wie Joachim Murat, der wohl unter fürchterlichen Flüchen eine große Reiterſchar in den Kampf zu hegen verstand und sich persönlich tapfer, ein schneidiger Reiter, immer an der Spitze ins Kampfgewühl stürzte, Hiebe austeilend und abwehrend. Selbst als Reiterführer machte man ihm den Vorwurf, daß er mit den Kräften von Mann und Roß nicht hauszuhalten verstände, und daß seine Kavallerieattacken, von zu langer Hand angeſetzt, die Pferde völlig ausgepumpt

und atemlos an den Feind brächten; ja man hat ihm den Beinamen der „Reiterverderber“ gegeben. Was sollte dieser Feuerkopf jetzt anfangen, wo es keine Attacken mehr zu reiten gab.

Hier wäre Ney, „der Tapferste der Tapferen“, der ja durch den Zug nach Orscha, den er sich durch die Feinde erzwang, die Befähigung zu solchen Aufgaben nachwies, eher am Platze gewesen. Am späten Abend des 5. Dezember verließ Napoleon Smorgoni und damit das Heer.

Er bestieg seinen Wagen. Neben ihm nahm Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, Platz, unter dessen Namen der Kaiser zu reisen beabsichtigte. Auf dem Bocke nahm neben dem Leibmameluken Rustan der Rittmeister Wasowiz von den polnischen Ulanen der Kaisergarde als Dolmetscher seinen Sitz ein. In einem Schlitten folgten die Generale Duroc und Mouton-Lobau. In dieser Nacht drohte dem Kaiser zweimal Gefahr. Ganz in der Nähe der Straße auf Dschmiana, die eingeschlagen wurde, hatte nämlich der russische Oberst Seschawin mit seinen Kosaken ein Bivak bezogen, und in der genannten Stadt angekommen, wo Napoleons einige Stunden ruhte, wäre er beinahe ermordet worden.

In Dschmiana lagen Teile der eben aus Ostpreußen angekommenen Division Loison — Piemontesen (113. französisches Linien-Regiment), Neapolitaner und Rheinbundtruppen von den frankfurter, thüringischen, sippischen und anhaltischen Kontingenten. Die Grenadiere der deutschen Truppen hatten die Ehrenwache vor dem Hause eingenommen, in dem der Kaiser ruhte, als der Major Lopic vom 113. Regiment mit den Worten: „Jetzt ist der Augenblick da“, herantrat. Der wachthabende weimarische Hauptmann wußte natürlich nicht, was damit gemeint sei, worauf Lopic den Plan auseinandersetzte, die Deutschen sollen in das Haus eindringen, Rustan, der wie immer vor der Schwelle des kaiserlichen Zimmers schlief, niederstechen und dann Napoleon umbringen. Er, Lopic, werde mit den Piemontesen folgen.

Der deutsche Hauptmann wies das, als nicht verträglich mit seinen Begriffen von Ehrenhaftigkeit, zurück. Wahrscheinlich ging es dabei etwas laut zu, denn Caulaincourt trat heraus und rief dem Fuhrwerke zu, vorzufahren.

Der Kaiser war gerettet.

Von Wilkowiſchki ab benutzte der Kaiser einen Schlitten. Er kam in Warschau am 10. Dezember an und in Glogau am 12., abends 8 Uhr. Auch hier war ein Anschlag auf ihn geplant. Er war im königlichen Schlosse abgestiegen und ruhte eine kurze Zeit. Obwohl verummumt und unter Caulaincourts Namen reisend, war der Kaiser erkannt worden. In der Schloßküche faßte man den Entschluß, ihn umzubringen. Aber auch hier vereitelte die schnelle Abreise, die schon um 10 Uhr abends erfolgte, die Ausführung. In Glogau war, wie der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Jugendzeit sich erinnert, die örtliche Überlieferung noch lebendig.

Die Ankunft in Dresden erfolgte am 14., in Paris am 18. Dezember.

Das erwähnte 29. Bulletin war nur einen Tag früher in der Staatszeitung, dem „Moniteur“, erschienen. Beim Heere selbst erregte die Abreise den größten Unwillen. Die Folge war zunächst allgemeine Entmutigung. Wenn Napoleon das Heer verlassen hatte, so mußte es schlecht stehen. „Nieder mit dem Tyrannen!“ Der Ruf hätte sonst das Leben gekostet. Jetzt hörte man ihn allenthalben. Selbst die Alten der Garde grollten. Wenn man von Fahnenflucht gesprochen hat, und das geschah im Heere, so ist das natürlich ungerechtfertigt. Der Kaiser konnte seinen Platz da einnehmen, wo er seine Gegenwart am dringendsten erachtete. Da konnte er seiner Sache allerdings in Paris mehr nützen, als auf den russischen Eisfeldern.

Aber der Name „Napoleon“ war das gemeinsame Band gewesen, das alles zusammengehalten hatte.

Jetzt zerfielen auch die Trümmer. Nur noch der Selbst-erhaltungstrieb herrschte. Die Leiden überstiegen auch jedes Maß.

„Jeder Tag machte uns zu Zeugen der traurigsten Szenen. Die Straße war angefüllt von Soldaten, die keine menschliche Gestalt mehr hatten. Ein Teil derselben hatte das Gehör, ein anderer die Sprache verloren, und viele waren in einem Zustande von wahnwitzigem Stumpfsinn, der sie Leichen braten und verzehren ließ. Ja, es ist empörend, aber wahr, an ihren eigenen Armen und Händen nagten sie!“ So berichtet der badische Feldwebel Josef Steinmüller.

So wälzte sich die jammerwürdige Masse auf Wilna los.

Genau wie man sich von Smolensk alles in der damaligen Lage Begehrtenwerte erträumt hatte, Wärme und Obdach, Nahrung, neue Bekleidung, Ruhe und Erholung, das alles malte sich die hungrige Phantasie wieder in der rosigsten Beleuchtung aus.

Und wie bei Smolensk, so ähnlich ging es bei Wilna zu, nur mit dem Unterschiede, daß die Russen jetzt unablässig drängten.

Die frischen Truppen, die von Wilna aus zur Aufnahme des flüchtigen Heeres entgegengesandt worden waren, wurden bald in den Strudel mit hineingerissen. Es gab eben kein Halten mehr.

Als man vor den Thoren Wilnas erschien, gab es ein Gedränge, ähnlich wie an den Beresinabrücken. Gelang es aber in die Stadt einzudringen, so war für schweres Geld nur hin und wieder möglich, etwas von Lebensmitteln zu erhalten. Im allgemeinen war auch Wilna schon so mitgenommen, daß für die Erhaltung der Massen sich nichts tun ließ. Gleichwohl fand man wenigstens etwas Ruhe. Für die württembergischen Offiziere scheint das Café Lichtenstein der allgemeine Sammelpunkt gewesen zu sein. v. Suckows und v. Melin erwähnen es, und Fabre du Faur hat sogar das Treiben in den sehr bescheiden eingerichteten Räumen in einer Zeichnung festgehalten. Vor allem muß man bei dem Ausdruck Café nicht die Vorstellung verbinden, die wir daran knüpfen. In einer ärmlichen Stube, die mit einem Schrank und einem Himmelbett ausgestattet ist, und sonst nur

einige Stühle und Schemel aufweist, auf denen Offiziere Platz genommen haben, drängt sich die Menge. Einige schlürfen Kaffee, einer der Offiziere hat sich den Vollbart einseifen lassen, der eben dem Schermesser zum Opfer fallen soll, dazwischen Händler, die allerhand Kram feilhalten. Nur wenige Offiziere haben noch ihre Helme oder Czafos, die meisten, in den unmöglichsten Bekleidungen, tragen russische oder polnische Pelzmützen. So bescheiden die Genüsse waren, so wohlthätig mögen sie empfunden worden sein, wie ein Gruß einer versunkenen gewesenen Kulturwelt.

Die Freude sollte aber nicht lange dauern, denn schon waren die Russen heran. Kosaken sprengten in den Straßen umher. Wer nicht rechtzeitig aufgebrochen war, fiel in ihre Gewalt. Furchtbar war das Elend in den Lazaretten, die voll von Unglücklichen waren. Durch das grausame Verfahren der Russen wurden die Leiden der Armen ins Ungemessene gesteigert. Wie die Unmenschen mit den Kranken umgingen, schildert v. Yelin als Leidensgefährte:

„Wir gaben ihnen alles, was wir hatten und flehten auf den Knien um Mitleid, aber alles umsonst — Schelma Franzuski — war ihr Ausruf. Dabei schlugen sie uns mit ihren Kanttschuen, stießen uns mit den Füßen unbarmherzig, und da der Andrang von allen andern Unmenschen sich immer wieder erneuerte, so kam es zuletzt soweit, daß sie uns nicht nur der Kleider bis auf die Hemden und der Decken beraubten, sondern auch, da wir nichts mehr hatten, wie die Hunde prügelten, sogar den armen Verwundeten ihre Verbände unbarmherzig abrißen und sie durchsuchten, ob nicht da noch etwas verborgen sei. Dieser schreckliche Zustand dauerte drei Tage und beinahe die halben Nächte. Viele der Gefangenen versielen in Wahnsinn, rasten herum, bis ihre Kräfte aufhörten und sie endlich in dumpfem, starrem Hinbrüten starben.“

Das Elend von Wilna ist tatsächlich ein Blatt der Schmach und Schande. Wir könnten noch seitenlang mit solchen haar-

sträubenden Schilderungen fortfahren, wollen aber lieber einen Schleier über die empörenden Vorgänge ziehen. Daß unter den unglückseligen Lazarettinsassen, die solche Behandlung überlebten, die Krankheiten, namentlich der Typhus, mächtig aufräumten, muß doch erwähnt werden.



Plünderung der Kassenwagen bei Ponari.

Der Rückzug wälzte sich nun weiter auf Kowno nach dem Njemen zu. Dort mußte ja die Rettung winken, dort war ja damals Rußlands Grenze.

Vor Kowno stopfte sich wieder alles vor der Höhe von Ponari. Die abgetriebenen Gäule konnten die Wagen der Kriegskasse nicht mehr weiter ziehen. Alle Versuche blieben erfolglos, die Tiere stürzten auf dem steilen und glatten, tief eingeschnittenen Hohlwege. Die Wagen, mit Fünffrankstücken beladen, mußten wohl oder übel der Plünderung preisgegeben werden, „wobei

die Habsucht abermals zu den scheußlichsten Untaten besonders derjenigen führte, die Waffen hatten und davon gegen die Unbewaffneten Gebrauch machten“.

Doch wird auch als versöhnender Zug zwischen all den wüsten Bildern, die wir an unserem Auge vorüberziehen ließen, berichtet, daß größere Summen, die man zuverlässigen Leuten anvertraut hatte, Gardisten wie Deutschen, später richtig abgeliefert wurden.

Aber das ist nur ein kurzer Lichtblick. Noch sollte sich ein wüster Kampf um die Njemenbrücke bei Kowno abspielen. Dort hatte nämlich sich eine aus Bewaffneten gebildete regelrechte Räuberbande aufgestellt, welche diejenigen, die das rettende Ufer gewinnen wollten, unter Androhung von Gewalt plünderten. Da viele sich widersetzen, gab es auf beiden Seiten Tote und Verwundete. So weit war die Zuchtlosigkeit bereits gediehen. Endlich aber nahte, von den Russen gedrängt, die Nachhut, aus der wenigen noch waffenfähigen Mannschaft der Division Loison, Bayern und der alten Garde bestehend. Marschall Ney verließ als letzter Soldat die Brücke und damit den russischen Boden. Das geschah am 14. Dezember.

Der russische Feldzug war zu Ende. Er hatte eigentlich nur aus einer Kette von Fehlschlägen bestanden und war hauptsächlich an den großen Zählern: Zeit und Raum gescheitert.

Ein so großes Heer es immer sein mochte, für das riesige Gebiet war es doch verschwindend klein. Die Verpflegung in dem dürftig angebauten Lande auf der Höhe zu halten, war unter den damaligen Verhältnissen, da es weder Eisenbahnen noch Lastautomobile gab, schon von rein technischem Standpunkte unmöglich. Desgleichen scheiterte die Schnelligkeit und Sicherheit der Befehlsübermittlung an der Größe des Raumes, der andererseits dem Feinde die Möglichkeit gewährte, allen entscheidenden Schlägen sich zu entziehen. Endlich verboten die räumlichen Entfernungen dem Kaiser persönlich da gegenwärtig zu sein, wo seine Anwesenheit erwünscht gewesen wäre. Napoleon hat sich

besonders über den russischen Volkscharakter getäuscht. Wahrscheinlich baute er auf die Weichheit und die Wankelmütigkeit des Kaisers Alexander, der ja schon einmal nach der Niederlage von Austerlitz Hals über Kopf den Frieden unterzeichnet hatte. Er brachte dabei nicht in Anschlag, daß auch der „Selbstbeherrscher aller Reußen“ im eigenen Lande den starken Einflüssen des Ultruffentums Rechnung tragen mußte. Wie gefährlich es außerdem war, mit Völkern von ausgesprochener völkischer Eigenart anzubinden, die wenig oder gar nicht von dem damals herrschenden allgemein weltbürgerlichen Zeitgeiste angekränkt waren, das hätte Napoleon schon das spanische Abenteuer lehren können. Dort verfiel er seit Jahren der unglückseligen Idee, seine besten Truppen

Druck erzeugt Gegendruck. In dem Bestreben, als ein neuer Alexander der Große, Caesar oder Karl der Große ein neues Weltreich zu errichten, weckte Napoleon in den Niedergeworfenen, die sich wieder auf ihre eigne Kraft besinnen lernten, einen neuen Geist, der sich in einem gesteigerten Volksbewußtsein äußerte.

Die große französische Revolution von 1789, die ihre Lehren von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit Waffengewalt über die Grenzen getragen hatte, ohne die Nachbarvölker zu fragen, ob sie auch mit den neuen Errungenschaften beglückt werden wollten, hatte in Napoleon einen würdigen Sohn gefunden. Die Völker waren aber müde geworden, stets für Frankreich die Zechen zu bezahlen.

Und die Zechen haben sie reichlich bezahlt! Bezahlt mit den natürlichen Reichtümern ihrer Länder, aber auch besonders mit dem Blute ihrer Kinder. Darum ist das Jahr 1812 von so hoher Bedeutung, weil der erste verlorene Feldzug die Grundfesten der napoleonischen Herrschaft ernstlich ins Wanken brachte und damit ihren Zusammensturz vorbereitete.

Der Stern, an den Napoleon glaubte, war im Verbleichen.

Die Mühle von Boscherun.

Die große Armee hatte zu bestehen aufgehört. Wie der Feldzug noch ganz zum Schlusse frische Truppen zermürben konnte, dafür ein Beispiel.

In Oschmiana trafen wir bereits Teile der Division Loison und hörten, wie durch die Ehrenhaftigkeit eines weimarschen Offiziers vom Regiment der Herzöge von Sachsen ein Anschlag auf das Leben Napoleons vereitelt wurde. Hier erschien nun zur größten Überraschung der Truppen, die erst am 13. November den Njemen überschritten hatten, der Strom der Flüchtigen. Als ganz frische Truppe mußte nun die Division Loison die Nachhut bilden und hatte dabei schwere Kämpfe zu bestehen. Die furchtbare Kälte, mangelnde Nahrung und stete Gefechte hatten zur Folge, daß die Division, die sich, auseinandergerissen, nach und nach wieder in Königsberg zusammenfand, am 28. Dezember statt der ursprünglichen 14 000 Mann nur noch 3000 Mann zählte. Darunter war das 4. Rheinbund-Regiment der Herzöge von Sachsen, von dem 64 Offiziere und 2259 Unteroffiziere und Soldaten den Njemen überschritten hatten, und das jetzt nur noch 35 Offiziere und 421 Unteroffiziere und Soldaten hatte. Das waren Truppen, die den Zug nach Moskau gar nicht mitgemacht hatten!

Von den 12 000 Bayern der Division Wrede sollen noch 20 Mann über den Njemen gekommen sein. Von 3500 Köpfen des 8. westfälischen Linien-Regiments sahen 5 die Garnison Kassel wieder. Das sind furchtbare Zahlen.

Wie stark die Gesamtverluste des Feldzuges waren, dafür lassen sich nur Mutmaßungen aufstellen, denn die Stärkenachweise der Truppenteile finden sich nur von den Truppenteilen, die weiter bestanden, also feststellen konnten, wieviele Leute zurückkehrten. Aber eine ganze Reihe von Regimentern wurde überhaupt nicht wiedererrichtet. Entsetzlich klingt es, wenn wir hören, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1813 in Rußland nahe an eine Viertelmillion unbegrabener Leichen beerdigt oder verbrannt wurde.

Von der furchtbaren Macht, die Napoleon ins Feld gestellt hatte, waren allein beide Flügelheere noch schlagfertig, im Norden Macdonald mit dem preußischen Hilfskorps und im Süden Schwarzenberg mit den Österreichern und den Sachsen unter Rehnier.

Durch die Vereinigung der russischen Donauarmee unter Tschitschagow mit dem Heere Tormassows war die Tätigkeit Schwarzenbergs lahm gelegt worden, der der zahlenmäßigen Übermacht nicht standhalten konnte (Seite 41) und auf das linke Ufer des Bug zurückging. Die 3. russische Westarmee — diesen Namen hatte das nun vereinigte Heer, das Tschitschagow unterstellt wurde, erhalten — war zwischen Brest-Litowsk und Kamenez bis zum 27. Oktober stehen geblieben.

An diesem Tage brach Tschitschagow, höheren Weisungen folgend, nach der Beresina auf, um Wittgenstein die Hand zu reichen und den Beresinaübergang zu sperren.

Zur Beobachtung Schwarzenbergs blieb ein Teil des russischen Heeres unter Sacken zurück. Dieser griff am 15. November bei Wolkowisk die Sachsen Rehniers an, die einen harten Kampf zu bestehen hatten, der auch am nächsten Tage noch fortbauerte.

Die Ankunft Schwarzenbergs entschied das Gefecht. Sacken wurde geschlagen. Tatsächlich aber verwandelte sich die Niederlage der Russen zu ihrem Vorteil, indem Schwarzenberg verhindert wurde, das nach der Beresina abziehende Heer Tschitschagow's aufzuhalten, wie er eigentlich beabsichtigt hatte.

Schwarzenberg, von Napoleon zu schleunigem Vormarsch aufgefordert, kam nur bis Slonim. Hier erreichte ihn aber die Kunde von den Vorfällen an der Beresina und dem hoffnungslosen Zustande des napoleonischen Heeres. Er sah sich nun zum Rückzuge genötigt und erreichte Bjelostok am 18. Dezember. Am Ende dieses Monats bezogen Oesterreicher und Sachsen Unterkunft in und um Pultusk.

Inzwischen waren mehrfach Unterhandlungen gepflogen worden. Schwarzenberg hatte die Weisung, das österreichische Heer seinem Kaiser möglichst zu erhalten, und auch auf russischer Seite suchte man unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Es kam infolgedessen zu einem Waffenstillstande zwischen den Oesterreichern und Russen, und schließlich befahl Kaiser Franz am 22. Januar 1813 die gänzliche Räumung des Herzogthums Warschau. Die Sachsen unter Neynier hatten bis Praga und Modlin zurückgehen müssen.

So war der Krieg auch auf diesem Schauplatze beendet.

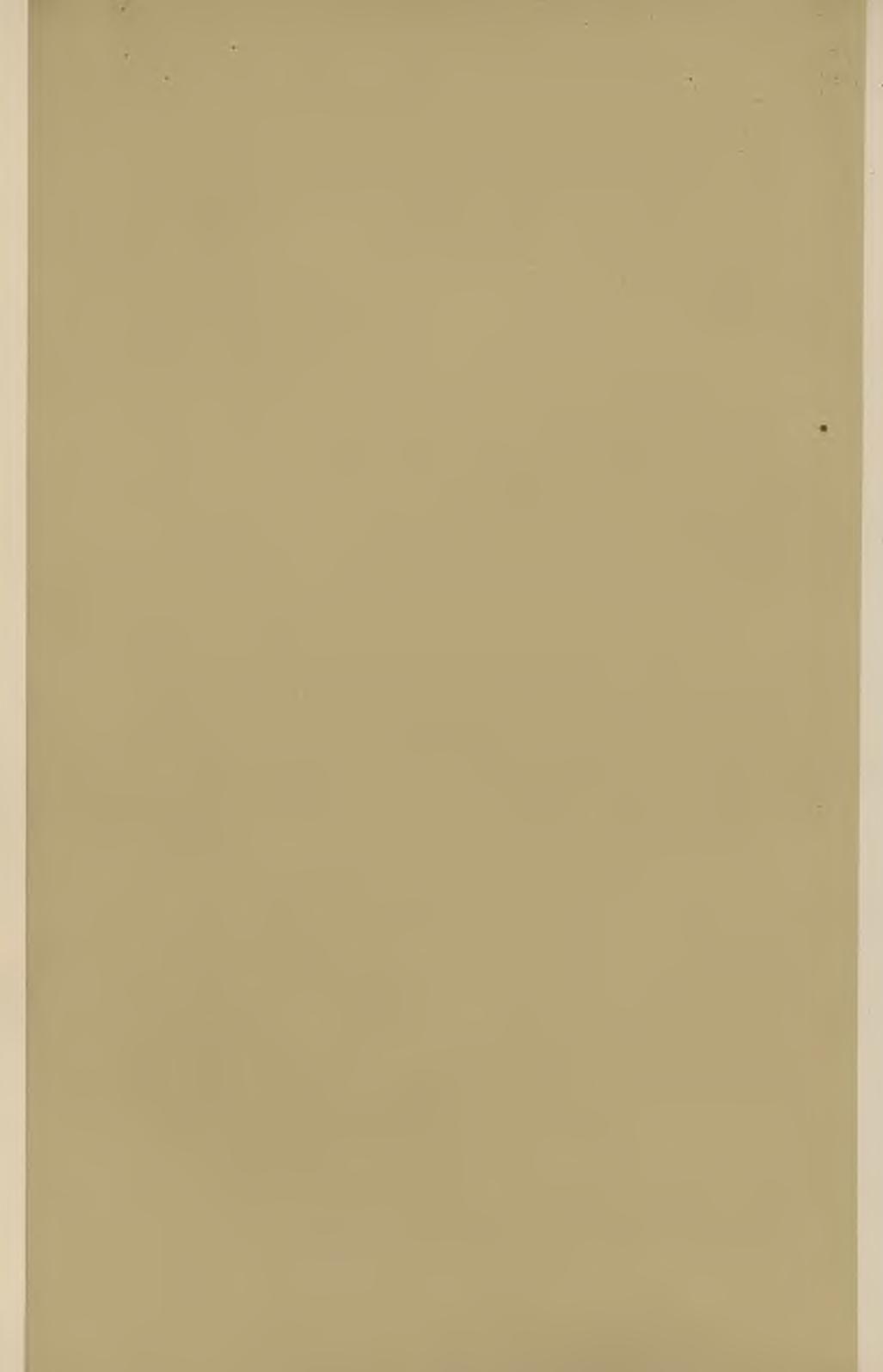
Wir wenden uns nun zu dem X. Korps unter Macdonald. Die große räumliche Entfernung von der Hauptarmee erlaubt uns, den Feldzug nach Kurland getrennt zu betrachten.

Wie wir schon wissen, bildete das preußische Hilfskorps die Hauptmasse von Macdonald's Heeresabtheilung. Die Aufgabe, die dem Korps zufiel, bestand darin, die große Armee gegen Norden zu sichern, indem es von Tilsit auf Riga vorging und die Stellungen an der unteren Düna festhielt.

Die Memel (Njemen) wurde bei Tilsit von der Vorhut am 23. Juni überschritten und darauf das ganze Korps im Lager von Baubeln vereinigt. Hier hielt Macdonald am 27. Juni eine



Preussische Dragoner erobern bei Eckau eine Fahne.



große Besichtigung ab und lobte die „schöne Haltung, Ruhe und Ordnung“ der Truppen. Am nächsten Tage begann der Vormarsch. Am 5. Juli kam es bei Boniewiez zu einem Kampfe. Da in dieser Stadt ein russisches Magazin angelegt worden war, reizte die Aufgabe, es aufzuheben, ehe es den Russen gelang, es zu räumen oder anzuzünden. Der nächtliche Handstreich glückte, und der Leutnant v. Raven vom 1. kombinierten Husarenregiment, „der wilde Raven“ genannt, holte sich dabei das Kreuz der Ehrenlegion.

Die Russen gingen auf allen Punkten zurück, und in starken Märschen erreichte das Korps Macdonalds am 16. Juli Mitau, die Hauptstadt Kurlands. Die Aa, an der die Stadt liegt, wurde auf einer Feldbrücke überschritten, da die Russen die stehende Flossbrücke in Brand gesteckt hatten.

Am 19. Juli kam es bei Eckau zum Gefecht. Die einbrechende Dunkelheit rettete die Russen vor völliger Niederlage. Als Siegeszeichen brachten die preußischen Dragoner eine Fahne mit, die sie aus einem feindlichen Viereck geholt hatten.

Halbwegs zwischen Mitau und Riga bezog das preußische Korps am 23. Juli ein Lager bei dem Kirchdorfe St. Olay. Hier wurde von den preußischen Truppen am 3. August der Geburtstag ihres Königs festlich begangen.

Mag uns der Musketier, spätere Feldwebel, Renner vom 2. Westpreußischen Infanterieregimente, in seiner treuherzigen Weise davon erzählen.

„Mit dem schönsten Glanze trat an dem heutigen Morgen die Sonne über die nahen und dichten Wälder hervor und verkündete uns den Tag der Freude. Gegen 9 Uhr stellten sich die verschiedenen Bataillone auf dem vor der Front geebneten Platze auf, wo man von Trommeln einen Altar errichtete, vor welchem der Brigadeprediger Greim eine der Wichtigkeit und der Feier dieses Tages angemessene, tief in die Gemüter der Krieger dringende Rede hielt. Nach Beendigung derselben formierten die Truppen

wieder die Linie; dann wurde das Gewehr präsentiert und unserm allgeliebten Könige Friedrich Wilhelm III. ein dreimaliges, wahrhaft herzliches Lebehoch zugerufen. Hierauf wirbelten die Trommeln, die Musik stimmte ein, und der vielfache Donner des Geschüzes rollte durch die Luft und zog sich gleich einem fernen Gewitter über die Wälder bis vor die befestigte Stadt Riga hin, woselbst er an den Ufern der Düna verhallte. Die Truppen kehrten hierauf in ihr Lager zurück, wo kunstgeübte Hände mächtig emporragende Pyramiden geformt hatten, dereu Oberteil zum Illuminieren, der Unterteil aber als Speiseplatz für die Offiziere bestimmt war. Die Soldaten erhielten doppelte Portionen an Fleisch und Branntwein und von dem Offizierkorps noch eine Tonne Mitauer Bier. Auch hatten sich heute ungewöhnlich viel Marktender eingefunden, so daß für Geld viel zu haben war. Nachdem der Tag sich geneigt hatte, wurde illuminiert, und diese Illumination, die sich durchs ganze Lager erstreckte, gewährte allen einen herrlichen Genuß. Das Leib-Infanterieregiment hatte seine Lagergassen durch künstlich gefertigte und verschiedenartig gefärbte Papierlaternen erleuchtet. Mit einem Wort, ein jeder war nach Maßgabe seiner Kräfte darauf bedacht gewesen, den heutigen Tag verschönern zu helfen. Die Pyramiden waren mit passenden Inschriften, mit dem Brustbilde und Namenszug unseres allgeliebten Königs und mit Transparenten dergestalt erleuchtet, daß man sich nicht genug verwundern und freuen konnte. Unter den Transparentinschriften der Pyramiden gefiel allgemein folgende:

„Am Ufer der Düna gedenken
Deine Krieger Deines Wiegenfestes.“

Ein vom schönsten Wetter begünstigter Tag, dem ein eben so schöner und heiterer Abend folgte, stimmte das Ganze zur reinsten Wonne und Freude. Die Musikkorps wetteiferten gegenseitig. Besonders häufig wurde angestimmt: Heil dir im

Siegerkranz, sowie auch das bekannte Reiterlied von Schiller *) und aus diesem besonders folgender Vers:

„Des Lebens Angsten, er wirft sie weg,
Hat nichts zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Triffst's heute nicht, trifft es doch morgen;
Und trifft es morgen, so laßt uns heut
Noch schlürfen die Reige der köstlichen Zeit.“

Die auf das Wohl des allberehrten Königs ausgebrachten Gesandtheiten kamen in Wahrheit aus der Fülle des Herzens. Auch auf das Wohl unserer hohen Obern wurde getrauen, und auch die geliebten Seinigen im weit entfernten Vaterlande vergaß man nicht. Und so schloß ein Fest einzig in seiner Art, daß gewiß einem jeden, der dasselbe mitgefieiert hat, eine höchst angenehme Rückerinnerung gewähren wird. In keinem der folgenden Feldzüge **) ist je wieder im Angesichte des Feindes ein solches Lager erbaut und bezogen worden.“

Tatsächlich muß das Lager von St. Mary einen ganz behaglichen Eindruck gemacht und den Gedanken erweckt haben, als wolle man sich für längere Zeit häuslich niederlassen. Jede Korporalschaft hatte eine Erdhütte für sich, die einem kleinen mit Stroh gedeckten Hause ähnelte. Die Offiziershütten hatte man mit Kasenstücken eingedeckt. Zwischen den Hütten waren sogar Blumenbeete angelegt.

In der Tat mußte man hier einen langen Aufenthalt nehmen, denn ehe man zu einer wirklichen Belagerung Riga's schritt, mußten erst alle Belagerungsgeräte herbeigeführt werden. In dessen bildeten die folgenden Monate durchaus keine Zeit der

*) Das Lied scheint damals außerordentlich beliebt gewesen zu sein. Wir hörten bereits, wie unter seinen Klängen die sächsische Garde du Corps am Morgen von Borodino aus dem Bivak aufbrach. Auch sonst findet man in Kriegstagebüchern das Lied erwähnt, wie z. B. von dem Fourier Paars.

**) Renner hat auch die Feldzüge 1813/14 und 1815 mitgemacht.

Ruhe und der Erholung. Zwischen den Truppen des Generals v. Essen, der in Riga befehligte und den Verbündeten, kam es nun bei der Nähe der Heere fortwährend zu Zusammenstößen auf dem Gelände zwischen der Düna und der Na auf dem Bierede, das durch die Orte Riga—Friedrichsstadt (an der Düna) und Bauske—Schloß (an der Na) begrenzt wird.

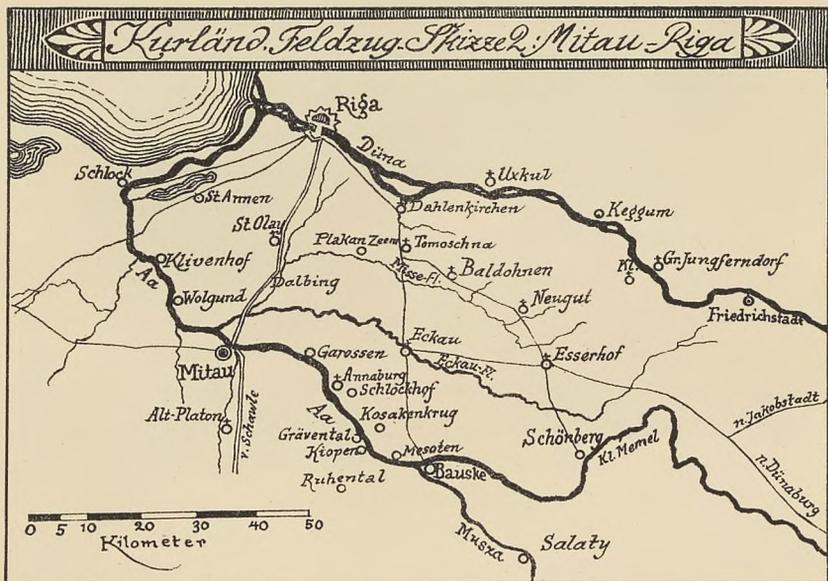
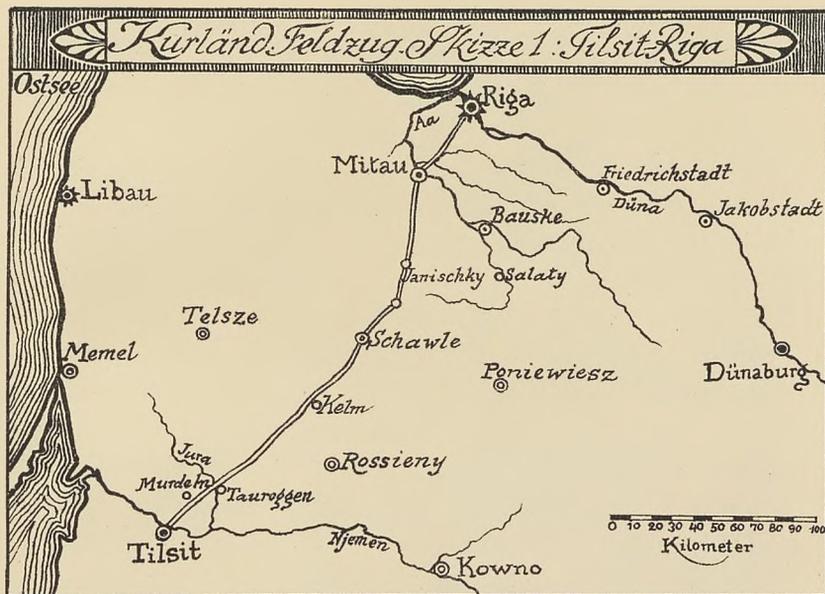
Am 5. August griffen die Russen, durch Kanonenboote unterstützt, die Besatzung von St. Annen an und vertrieben sie. Die bis Wollgund und Altwenhof vorgebrungenen Truppen Essens wurden hier am 7. wieder zurückgeworfen und zogen nach Riga ab.

Am 8. August übernahm an Stelle des erkrankten Generals v. Grawert, der General v. York den Oberbefehl über das preußische Hilfskorps. Am 22. August wurde in Teilkämpfen auf der ganzen Linie bei Dahlenkirchen, St. Olay und St. Annen gestritten. Es sind uns aus diesen Tagen herrliche Züge soldatischen Pflichtgefühls überliefert worden, die zeigen, welch' ein Geist im preußischen Hilfskorps lebte.

So forderte der Füsilier Manese vom 1. Ostpreußischen Infanterieregiment seine Kameraden, denen die Patronen ausgingen, als sie von der russischen Übermacht gedrängt wurden, auf, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Er wurde, als der letzte sechtend, abgefehnitten. Zur Ergebung aufgefordert, stürzte er sich auf die Feinde, von denen er mehrere verwundete und blieb, von zahlreichen Bajonettstichen durchbohrt, auf dem Felde der Ehre.

Bis Mitte September verging die Zeit ohne größere Unternehmungen. Vorpostenplänkelleien und kleinere Gefechte bei Patrouillenbegegnungen fielen fast täglich vor. Die Nächte wurden empfindlich kalt und die Leute, die nur Leinwandhosen besaßen, litten schon durch die Kälte. Es war daher im Lager nötig, bei jeder Kompagnie die ganze Nacht Feuer zu unterhalten.

Der zur Belagerung von Riga bestimmte französische Artilleriepark unter General Campredon war inzwischen bei



Rußenthal, eine starke Meile westlich von Bauske, eingetroffen, als der Feind, durch einen mit starken Kräften unternommenen Vorstoß, der die Wegnahme oder Zerstörung des Artillerieparkes bezweckte, alle Pläne über den Haufen warf.

Auf die am Nachmittage des 26. September eintreffende Meldung von dem Anmarsch großer feindlicher Massen wurde das Lager von St. Olay abgebrochen. Die Russen, durch das Korps des Generals v. Steinheil verstärkt, stießen bei Eckau, Tomoschna, Dahlenkirchen, Plalahnen und St. Olay auf preussische Abteilungen, die zurückgedrängt wurden. Unter steten Kämpfen mußte der Rückzug bis Bauske fortgesetzt werden. Die Stellung an der Na wurde aber gehalten und der Belagerungspart gerettet. Die Kämpfe (bei Kiopen, Gräsental, Messoten, Rosakenkrug, Schloßhof und Garoffenkrug) endeten am 1. Oktober mit dem Rückzuge der Russen, die ihr Vorhaben aufgeben mußten.

Das preussische Korps konnte seine verlassenen Stellungen nun wieder einnehmen. Der Vorstoß hatte den Russen 4000 bis 5000 Mann gekostet, darunter 2500 Gefangene. Die Preußen verloren 1200 Mann, darunter 42 Offiziere.

General v. York hatte Gelegenheit gehabt, sich als Feldherr zu bewähren. Namentlich die Rettung des Artillerieparkes, den die Franzosen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen unterlassen hatten, wurde ihm hoch angerechnet. Napoleon verlieh ihm eine Jahresrente von 20 000 Frankz, von der York allerdings nichts zu Gesicht bekam, das Offizierkreuz der Ehrenlegion, das er nicht ein einziges Mal angelegt hat und die Anwartschaft auf die französische Marschallwürde, eine merkwürdige Ehrung für den grimmigen Franzosenhasser, der seine Pflicht tat, weil ihn der König auf die Stelle gestellt hatte, aber jedenfalls nicht, um den Dank der Franzosen zu verdienen.

Der Oktober brachte im allgemeinen nur Zusammenstöße von untergeordneter Bedeutung. Bei den unzulänglichen Kräften

konnte an eine regelrechte Belagerung von Riga nicht gedacht werden. Die rauhe Witterung machte sich bereits außerordentlich fühlbar. Namentlich die schlesischen Truppen mußten sich noch immer mit ihren Leinenhosen, die aber schon in einem jammervollen Zustande waren, behelfen, da der hohe Wasserstand der Weichsel die Sendung der Tuchbeinkleider außerordentlich verzögerte. Anfang November trafen Schafpelze an, die den Truppen treffliche Dienste leisteten. Der Vorpostendienst war außerordentlich beschwerlich. Soweit es anging, wurden die Truppen unter Dach und Fach untergebracht, aber die Feldwachen und Posten waren natürlich den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Die Verpflegung wurde wohl knapp, aber es war trotzdem soviel Schlachtvieh vorhanden, daß der Soldat seinen täglichen Bedarf an Fleisch empfangen konnte.

Zwischen Macdonald und York war unterdessen ein völliges Zerwürfniß eingetreten. York war an und für sich, wie schon erwähnt, ein schwieriger Untergebener. Anfänglich hatte Macdonald es durch ausgezeichnete Höflichkeit und durch Entgegenkommen versucht, ein erträgliches Verhältniß zu seinem Unterführer anzubahnen. York setzte allen diesen Versuchen eine schneidende Kälte entgegen und kehrte lediglich den dienstlichen Standpunkt hervor. Aber auch der bot Reibungsflächen genug. Als sich Macdonald am Ende seiner Künfte sah, suchte er ein offenes Zerwürfniß herbeizuführen, daß ihm dann die Möglichkeit bot, Yorks Abberufung und Ersetzung durch eine gefügigere Kraft zu beantragen. Auf verschiedene Beschwerden Yorks betreffs der Verpflegung antwortete der Marschall in einem Briefe, der von Spott und Hohn strotzte und unter andern die Wendung enthielt: „Ich muß damit schließen, um mich des Ausdrucks Curer Exzellenz zu bedienen, daß, wenn die preußischen Pferde „krepieren“, dies nicht aus Hunger, sondern aus Überfütterung geschehen würde, und ich würde dasselbe von der Mannschaft hinzufügen, wenn von dieser die Rede wäre.“

Yorck erkannte aber sofort die dem Briefe zu Grunde liegende Absicht. Der sonst so leicht gereizte Mann wappnete sich mit eifriger Ruhe. Die Russen hatten gelegentliche Verhandlungen, wie sie ja bei sich so nahe gegenüberliegenden Heeren, wegen Auswechslung von Gefangenen usw. nötig werden, bennzt, um Yorck von dem Zustande der großen Armee zu unterrichten und ihn zum Abfall von den Franzosen zu veranlassen. Hätte Yorck damals — im November — dem Zuge seines Herzens folgen dürfen, so würde er keine Stunde gezögert haben. Er machte aus seiner Gesinnung auch den Russen gegenüber keinen Hehl. Indessen wie die Dinge lagen, blieb Yorck der Weg vorgezeichnet und etwa die persönliche Verstimmung zu einem Vorwande zu nehmen, lag ihm fern.

Von Tag zu Tag änderte sich die Lage. Der Geist hingebender Treue zu ihrem angestammten Herrscher, die strenge Mannszucht und gute Schulung ließen die geschlossene preußische Hilfsstruppe täglich um so mehr an Bedeutung gewinnen, je trostloser die Nachrichten von der großen Armee wurden. Die preußischen Truppen, die trotz der Entbehrungen des Feldzuges in einem vorzüglichen Zustande waren, mußten jetzt ein ausschlaggebender Zähler werden. Yorcks größte Sorge war, das Korps, das nahezu die Hälfte der gesamten damaligen Kriegsmacht Preußens bildete, seinem Könige zu erhalten, in der Überzeugung, daß mit dem Zusammenbruch der großen Armee ein gewaltiger Umschwung der Dinge eintreten müsse, für den Preußens Heer nicht stark genug sein könne.

Die Lage wurde außerdem bedenklich, da durch den Anmarsch Wittgensteins die Absicht, Macdonals Korps abzuschneiden, klar wurde. Am 19. Dezember wurde der Rückzug in drei Abteilungen angetreten. Zuerst brach die 7. Division Grandjean auf, aus drei polnischen und je einem bayerischen und westfälischen Regiment bestehend, dann folgte General v. Massenbach mit einer preußischen Abteilung von sechs Bataillonen und drei

Eskadronen. Zuletzt kam General v. York mit der Hauptmacht der Preußen.

Von jenen außerordentlich anstrengungsreichen Marschtagen gibt uns der schon einmal angeführte Musketier Kenner eine treffende Schilderung.

„Am 24. Dezember marschierte unser Regiment den ganzen Tag fast ununterbrochen und konnte nur erst kurz vor Mitternacht den Ort, bis zu welchem es durchaus zurückgehen sollte, erreichen. Schon am Tage konnte wegen des Glatteises nur sehr langsam marschiert werden; noch viel langsamer und beschwerlicher aber wurde der Marsch in der Nacht, einmal wegen der Müdigkeit, dann aber auch, weil jetzt der Weg noch glatter war. Viele Soldaten stürzten auf diesem Marsche nieder, theils als Folge des glatten Weges, theils vor Müdigkeit, denn schon seit mehreren Nächten hatte fast keiner schlafen können. Manche marschierten schlafend fort, blieben dann plötzlich auf der Stelle stehen, so daß der Hintermann, der dies nicht vermutete, an ihn anprallte, und nun einer oder der andere, bisweilen beide zugleich, niederstürzten und mit ihren Gewehren den Nebenmann oft gefährlich verwundeten. In dieser Beziehung gehört dieser Nachtmarsch zu den unglücklichsten des ganzen Feldzuges. Auf diese Weise erreichten wir endlich gegen Mitternacht, wie schon erwähnt, den für uns zum Übernachten bestimmten Ort. Es war für unser Bataillon ein großes Schloß, mit vielen Wirtschaftsgebäuden umgeben, in denen jedoch weder Bewohner noch Lebensmittel anzutreffen waren. In der Stube eines Wirtschaftsgebäudes fanden jedoch einige Soldaten mehrere große Fässer Brantwein. Damit nun mit diesem glücklichen Funde kein Mißbrauch und eine regelmäßige Verteilung gemacht werden konnte, so wurde vor besagter Stube sogleich eine Schildwache gestellt. Auf diese Art gingen wir hinsichtlich der Weihnachtsbescherung nicht ganz leer aus. Auf unserm beschwerlichen Marsche hätten wir wohl einer vielfältigeren Weihnachtsgabe bedurft; allein der Soldat muß

sich nun schon einmal seinem Gesichte unterwerfen; daher waren wir denn auch jetzt zufrieden, wiewohl nur wenige von uns einen kleinen Vorrat von Mehl und Zwieback besaßen, um sich und ihre hungrigen Kameraden einigermaßen erquicken und stärken zu können.

Am 25. wurde früh aufgebrochen. War auch der Schlaf nur von kurzer Dauer gewesen, so fühlte man sich doch wie neugeboren und war ganz heiteren Sinnes. Der Marsch ging über Kroschin und Tauroggen. Hier trafen die Truppen am 28. ein und bezogen zum Teil Unterkunft. Was in diesen Tagen unsere Marsche sehr erschwert und aufgehalten hatte, war das Trainfuhrwesen. Dasselbe bestand aus einer sehr großen Anzahl Wagen und Schlitten, auf denen man die aus Mitau mitgenommenen Lebensmittel mitführte. Die aus Kurlands Hauptstadt mitgenommenen Kranken, deren Zahl sich auf dem Marsche fast von Stunde zu Stunde vermehrte, erforderten auch viele Wagen und Schlitten. Wenn nun bei diesem Fuhrwesen irgend ein Hindernis eintrat, z. B. ein Rad zerbrach, ein Pferd niederstürzte, so wurde der ganze Zug gehemmt, denn an ein Vorbeifahren war bei dem vielen Schnee und Eise und auch wegen der engen Wege gar nicht zu denken. Erst wenn das Hindernis aus dem Wege geräumt war, ging der Marsch weiter. Dergleichen Hindernisse aber, die ein Anhalten im Marsche veranlaßten, fielen fast stündlich vor, und dies zum Uuwillen der Soldaten, die dadurch sehr ermüdet wurden, weil jeder auf der Stelle, wo er eben stand, fortwährend seine Füße bewegen mußte, wenn anders er nicht Gefahr laufen wollte, sich dieselben zu erfrieren.“

Aus Tilsit, wo Marschall Macdonald inzwischen eingetroffen war, kamen immer dringendere Aufforderungen an York, der mit seinem Fußvolk im Abstände von mehreren Meilen folgte, seinen Marsch zu beschleunigen.

Von russischer Seite bot man alles auf, um York zum Abschluß eines Neutralitätsvertrages zu veranlassen, und zwar be-

gann ein förmlicher Wettstreit unter den russischen Generalen um die Ehre, das Yorcksche Korps herüberzuziehen, oder wenigstens, da dies kaum gelingen dürfte, als neutral außer



Diebitsch und York treffen sich zwischen den Postenketten.

Gefecht zu sehen. An Stelle des General v. Essen war inzwischen als Gouverneur von Riga Paulucci getreten. York hatte, als die Entscheidung brennend wurde, einen Adjutanten nach Berlin gesandt, um die Willensmeinung des Königs angesichts der veränderten Sachlage zu erfahren, ob Preußen an dem aufge-

zwungenen Bündnisse mit Napoleon festhalten wolle, ob und wie man sich den Anerbietungen der Russen gegenüber zu verhalten habe, da Kaiser Alexander die Selbständigkeit Preußens gegenüber Napoleon gewährleiste, falls man sich von Frankreich lossage.

In Erwartung der Entscheidung verging die Zeit, während die Russen immer dringender wurden. Als die Antwort von Berlin endlich kam, lautete sie dunkel wie ein delphischer Orakelspruch, York solle „nach den Umständen“ verfahren.

Es galt also auf eigene Verantwortung hin einen Entschluß von nicht abzusehender Tragweite zu fassen, eine Last, unter der schwächere Schultern zusammengebrochen wären, aber nicht der eiserne York.

Ein leichtes Spiel hatten die Russen mit dem argwöhnischen Mann nicht, und mehr als einmal war es nahe daran, daß jede weitere Verhandlung überflüssig schien. Mit Paulucci kam er nicht weiter. Besseren Erfolg hatte General v. Diebitsch vom Heere Wittgensteins. Beide Generale trafen sich am Abend des 25. Dezember bei Kiaukalek, zwischen den beiderseitigen Vorposten und hatten eine Besprechung. Obgleich Diebitsch einer schlesischen Adelsfamilie entstammte und in seinen jungen Jahren, ehe er nach Rußland ging, preußischer Offizier gewesen war, schien York doch noch kein rechtes Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der Russen zu haben; er verlangte mit „preußischen Herren“ zu unterhandeln. Es war ein glücklicher Griff, daß nun Clausewitz, der erst vor kurzem wegen der hoffnungslosen Lage Preußens in russische Dienste getreten war, und der zwei Brüder hatte, die als Offiziere beim Yorkschen Korps standen, mit der Führung der Verhandlungen betraut wurde. York zögerte noch immer und wollte erst abschließen, wenn ihm der Weg zu Macdonald ganz versperrt wäre. Schließlich brachten zwei von Kosaken aufgefangene Briefe das Gefäß zum Überlaufen. Einer stammte von Macdonald und war an Maret, den Herzog von Bassano in Wilna gerichtet, datiert vom 10. Dezember. In dem Briefe wurde der

Geist der preußischen Truppen verdächtigt und die Entfernung der unliebsamen Offiziere von ihren Stellen angekündigt. Der zweite Brief, den Clausewitz vorlegte, hatte den Generalstabschef Wittgensteins, den General d'Auvray, zum Verfasser. Das Schreiben erhielt die Nachricht von dem Eintreffen der russischen Vortruppen, die sich jetzt als Riegel vorschoben. Nord's Argwohn wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen.

„Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des General d'Auvray ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?“

Die würdige und offene Antwort, die Clausewitz gab, lautete:

„Ich verbürge mich Eurer Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich von General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe; daß diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen, denn Euer Exzellenz wissen, daß man im Kriege mit dem besten Willen oft hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat.“

Diese ehrliche Erklärung gab den Ausschlag. Nach kurzem Nachsinnen reichte Nord Clausewitz die Hand mit den Worten: „Ihr habt mich“.

Sa, er versprach sogar, wenn möglich, Massenbach, der ja mit seinen Truppen bei Macdonald war, herbeizuschaffen. Als der Ordonnanzoffizier, der Massenbach die Nachricht bringen sollte, in überströmendem Gefühl seiner Freude über die Wendung der Dinge kund gab, meinte Nord, der Tragweite seines Entschlusses wohl bewußt: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Atem aber wackelt der Kopf auf den Schultern!“ Es wurde eine Verabredung zur Unterzeichnung des Vertrages auf den nächsten Tag angesetzt.

Mittwoch, den 30. September, schlug die große weltgeschichtliche Stunde, die die Zukunft in andere Bahnen lenken sollte,

als sich Morgens um 9 Uhr die Heerführer in der M ü h l e v o n P o s c h e r u n bei T a u r o g g e n trafen.

General v. Diebitz war von Clausewitz und Graf Friedrich Dohna begleitet, Yorck von seinem Generalstabschef Oberst v. Köder und seinem Adjutanten v. Seydlitz. Das Übereinkommen, das von beiden Teilen unterzeichnet wurde, bestimmte, daß das preussische Korps neutral bleiben und die Entscheidung des Königs abwarten solle; jedenfalls aber dürfe es, wie sie auch falle, während zweier Monate nicht gegen Rußland kämpfen. Der Landstrich zwischen Memel, Tilsit und dem Haff solle neutral bleiben, doch werde den Russen die große Straße auf Königsberg freigegeben.

Nach der Unterzeichnung reichten sich die beiden Feldherrn die Hände. —

An demselben Tage ging der Adjutant v. Seydlitz mit einem Briefe an den König nach Berlin ab, in dem Yorck seinen Schritt meldete und rechtfertigte.

„An Seine Majestät den König.

Tauroggen, den 30. Dezember 1812.

Durch einen späteren Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschrichtung von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der 7. Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch die ungünstige Witterung in eine höchst nachtheilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor v. Diebitz die Konvention abzuschließen, welche ich Eurer Majestät hiermit alleruntertänigst zu Füßen lege.

Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsch die Auflösung des ganzen Korps und der Verlust seiner Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Untertan Eurer Majestät nur noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Korps nur geopfert wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hilfe leisten zu können.

Die Konvention läßt Eurer Majestät in Höchst Ihren Entschliefungen freien Willen; sie erhält aber Eurer Majestät ein Truppenkorps, das dem alten oder einem etwaigen neuen Bündnisse Wert gibt und Allerhöchst dieselben nicht unter die Willkür Ihres Verbündeten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Erneuerung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

Eurer Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Eure Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Verbündeten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.

York.“

Ehe aber das Abkommen unterzeichnet wurde, sollte noch Blut fließen. Die Heersäule Massenbachs hatte am 25., 26. und 28. Dezember in der Nähe von Piktupönen und Paschkallwen heftige Gefechte zu bestehen. Wenn auch eine Kanone erobert und viele Gefangene gemacht wurden, so waren doch empfindliche Verluste zu beklagen. Rittmeister von Manstein und Leutnant v. Podoscharly fanden den Heldentod.

Als General von Massenbach die Nachricht von dem Vertrage von Poscherun erhielt, ließ er, trotzdem er von den Franzosen scharf beobachtet wurde, die Truppen am hellen Tage antreten und zog in geschlossenen Marschsäulen über das Eis der Memel ab zu seinen preußischen Kameraden.

Macdonald war wie vom Donner gerührt, als er die Vorgänge erfuhr. Er bewies indessen den Adel seiner Gefinnung, indem er den Leutnant von Korff, der mit 32 Dragonern zu seiner Bedeckung kommandiert war, ohne weiteres abziehen und den

Dragonern 600 Franks als Dank auszahlen ließ. Beim Abschiede sprach er zu Korff die Worte: „Es ist möglich, daß die Umstände sich ändern, dann sehen wir uns wahrscheinlich bald wieder. Ist es aber nicht der Fall, so sehen wir uns auf dem Felde der Ehre wieder, leben sie wohl!“ — — —

Der Abfall Yorks von der Sache Napoleons bildete die Einleitung zu Preußens Erhebung und Befreiung.

Die Sylvesterglocken läuteten ein denkwürdiges Jahr zu Grabe, ein Jahr voller Blut, Schrecken und Todesgraus. Ein neues Jahr stieg herauf, das zwar noch unerhörte Opfer fordern sollte, das aber die jahrelange Knechtschaft brach, unter der unser Volk keufzte und die furchtbare Schmach lühnte; ein Jahr für alle Zeit geheiligt, soweit die deutsche Zunge klingt, durch den tiefen sittlichen Ernst, mit dem unser Volk den Ruf aufsaßte, der an ihn erging. Der entbrennende Kampf war kein Kabinettskrieg mehr, es war der Volkskrieg.

Das ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg. —

Die tiefsten Tiefen der Volksseele waren gepackt.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte;
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Anlage.

**Verzeichnis der heute noch bestehenden deutschen
Truppenteile, die am Feldzuge 1812 teilgenommen haben,
mit Angabe ihrer damaligen Benennung.**

P r e u ß e n.

Das preussische Hilfskorps bestand fast durchweg aus sogenannten kombinierten Regimentern, die durch Abgaben je zweier Regimente zusammengestellt waren.

Heute.

**2. Garde-Regiment zu Fuß,
II. Bat.**

**Grenadier-Regiment Kronprinz
(1. Ostpreuß.) Nr. 1.**

**Grenadier-Regt. König Friedrich
Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2.**

**Grenadier-Regt. König Friedrich
Wilhelm I. (2. Ostpreuß.) Nr. 3.**

**Grenadier-Regt. König Friedrich
der Große (3. Ostpreuß.) Nr. 4.**

**Grenadier-Regt. König Friedrich I.
(4. Ostpreuß.) Nr. 5.**

**Grenadier-Regt. Graf Kleist von
Nollendorf (1. Westpreuß.) Nr. 6.**

**Grenadier-Regt. König Wilhelm I.
(2. Westpreuß.) Nr. 7.**

**Leib-Grenadier-Regt. König
Friedrich Wilhelm III. (1. Bran-
denburg.) Nr. 8.**

1812.

I. Bat. des Colberg'schen Inf.-Regts.
beim komb. Inf.-Regt. Nr. 3.

II. u. Füsilier-Bat. des 1. Ostpreuß.
Inf.-Regts. beim komb. Inf.-Regt. Nr. 1.

Füs.-Bat. des 1. Pomm. Inf.-Regts.
beim komb. Inf.-Regt. Nr. 3.

II. Bat. des 2. Ostpreuß. Inf.-Regts.
beim komb. Inf.-Regt. Nr. 1.

Das Füs.-Bat., später mobil gemacht,
als Füsilier-Bat. Nr. 7.

I. Bat. des 3. Ostpreuß. Inf.-Regts.
beim komb. Inf.-Regt. Nr. 2.

I. u. Füs.-Bat. des 4. Ostpreuß. Inf.-
Regts. beim komb. Inf.-Regt. Nr. 2.

I. Bat. des 1. Westpreuß. Inf.-Regts.
beim komb. Inf.-Regt. Nr. 5.

I. u. Füs.-Bat. des 2. Westpreuß. Inf.-
Regts. beim komb. Inf.-Regt. Nr. 5.

Das ganze Leib-Infanterie-Regt. als
komb. Inf.-Regt. Nr. 4.

Heute.

- Grenadier-Rgt. König Friedrich Wilhelm II. (1. Schlef.) Nr. 10.
- Grenadier-Rgt. König Friedrich III. (2. Schlef.) Nr. 11.
- Jäger-Bat. Graf Yorck von Wartenburg (Ostprenß.) Nr. 1.
- Kürassier-Rgt. von Driesen (Westfäl.) Nr. 4.
- Kürassier-Rgt. Herzog Friedrich Engen von Württemberg (Westprenß.) Nr. 5.
- Dragoner-Rgt. Prinz Albrecht von Preußen (Litthau) Nr. 1.
1. Brandenburgisches Dragoner-Rgt. Nr. 2.
1. Leib-Husaren-Rgt. Nr. 1.
2. Leib-Husaren-Rgt. Königin Victoria von Preußen Nr. 2.
- Husaren-Rgt. von Zieten (Brandenburg.) Nr. 3.
- Husaren-Rgt. von Schill (1. Schlef.) Nr. 4.
- Husaren-Rgt. Fürst Blücher von Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5.
- Husaren-Rgt. Graf Göken (2. Schlef.) Nr. 6.
- Ulanen-Rgt. von Rakler (Schlef.) Nr. 2.
- Ulanen-Rgt. Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenb.) Nr. 3.

1812.

- II. Bat. des 1. Schlef. Inf.-Rgts. beim komb. Inf.-Rgt. Nr. 6.
- II. u. Füß.-Bat. des 2. Schlef. Inf.-Rgts. beim komb. Inf.-Rgt. Nr. 6.
- Ostprenß. Jäger-Bat. als mobiles Jäger-Bat.
1. u. 3. Esk. des 1. Westprenß. Dragoner-Rgts. beim komb. Dragoner-Rgt. Nr. 1.
1. u. 2. Esk. des 2. Westprenß. Dragoner-Rgts. beim komb. Dragoner-Rgt. Nr. 1.
2. u. 4. Esk. des Litthau. Dragoner-Rgts. beim komb. Dragoner-Rgt. Nr. 1.
1. u. 3. Esk. des Brandenburg. Dragoner-Rgts. beim komb. Dragoner-Rgt. Nr. 2.
3. u. 4. Esk. des 1. Leib-Husaren-Rgts. } als komb. 1.
2. u. 3. Esk. des 2. Leib-Husaren-Rgts. } oder Leib-Husaren-Rgt.
3. u. 4. Esk. des Brandenburg. Husaren-Rgts. beim komb. Husaren-Rgt. Nr. 2.
1. u. 3. Esk. des 1. Schlef. Husaren-Rgts. beim komb. Husaren-Rgt. Nr. 3.
1. u. 3. Esk. des Pomm. Husaren-Rgts. beim komb. Husaren-Rgt. Nr. 2.
1. u. 2. Esk. des 2. Schlef. Husaren-Rgts. beim komb. Husaren-Rgt. Nr. 3.
3. u. 4. Esk. des Schlef. Ulanen-Rgts. } als komb. Ulanen-Rgt.
3. u. 4. Esk. des Brandenb. Ulanen-Rgt. }

Heute.

Feldartillerie-Regt. Prinz August
von Preußen (1. Litth.) Nr. 1.

1. Pommersches Feldartillerie-
Regt. Nr. 2.

Feldartillerie-Regt. von Pender
(1. Schles.) Nr. 6.

2. Ober-Elbäussisches Feldartillerie-
Regt. Nr. 51.

1812.

Reit. Batterie Nr. 1	von der
bis 3	
sechspfünd. Fuß-Batterie	Artillerie-
Nr. 1 bis 3	

Sechspfünd. Fußbatt. Nr. 4 von der
Brandenb. Brigade.
eine halbe zwölfpfünd. Batt. von der
Schles. Brigade.

7. Fuß-Stammkomp. der Preuß.
Brigade.

Norddeutsche,
dem preußischen Heeresverbande später an- und
eingegliederte Truppenteile.

Infanterie-Regt. von Goeben
(2. Rhein.) Nr. 28.

Infanterie-Regt. von Horn
(3. Rhein.) Nr. 29.

Infanterie-Regt. Graf Bülow von
Dennewitz (6. Westfäl.) Nr. 55, III. Bat.

3. Thüringisches Infanterie-Regt.
Nr. 71, I. Bat.

Infanterie-Regt. von Wittich
(3. Kurhess.) Nr. 83, III. Bat.

Anhaltisches Infanterie-Regt. Nr. 93.

5. Thüringisches Infanterie-Regt.
Nr. 94 (Großherzog von Sachsen).

6. Thüringisches Infanterie-Regt.
Nr. 95.

8. Thüringisches Infanterie-Regt.
Nr. 135.

}	Großherzogliche Bergische Infan-
	terie, 4 Regimenter oder 8 Bat.

Füsilier-Bat. Rippe beim 5. Rhein-
bund-Regt. (Fürsten-Division.)

2 Komp. Schwarzburg-Sonderhausen
im I. Bat. des 6. Rheinbund-Regts.

3 Komp. Waldeck im II. Bat. des
6. Rheinbund-Regts.

Bat. Anhalt beim 5. Rheinbund-Regt.

	Regiment der Herzöge von Sachsen,
	4. Rheinbund-Regt.

	I. Bat. Stab: Meiningen,
	Grenadier-Komp. Gotha-Alten-
	burg, 1. Komp. Meiningen, 2.,
	3., 4. Komp. Gotha-Altenburg,
	5. Komp. Koburg.

	II. Bat. Stab: Gotha-Altenburg,
	Grenadier- u. 1. Komp. Meiningen,
	2., 3., 4. Komp. Gotha-Altenburg,
	5. Komp. Koburg.

	Leichtes Bat. Stab: 1.—4. Komp.
	Weimar, 5. Komp. Hildburghausen.

Heute. 7. Thüringisches Infanterie-Regt. Nr. 96 II. Bat. III. Bat. Weißfalisches Jäger-Bat. Nr. 7.	1812. 2 Komp. Reuß (beider Linien) im II. Bat. des 6. Rheinbund-Regts. 2 Komp. Schwarzburg-Rudolstadt im I. Bat. des 6. Rheinbund-Regts. 2 Komp. Schaumburg-Bückeburg beim II. Bat. des 5. Rheinbund-Regts.
--	---

Mecklenburg = Schwerin.

Großherzogl. Mecklenburg. Grenadier-Regt. Nr. 89 I. u. III. Bat. Großherzogl. Mecklenburg. Füsilier-Regt. Nr. 90.	Mecklenburg-Schwerinisches Kontingents-Regt.
--	---

Mecklenburg = Strelitz.

Großherzogl. Mecklenburg. Grenadier-Regt. Nr. 89 II. Bat.	Mecklenburg-Strelitz'sches Bat., dem 127. franz. Linien-Regt. zugeteilt.
--	--

Baden.

1. Badisches Leib-Grenadier-Regt. Nr. 109.	Bad. Linien-Infanterie-Regt. (vac.) Nr. 2.
---	---

Hessen.

Leibgarde-Inf.-Regt. (1. Großherz. Hess.) Nr. 115. Infanterie-Regt. Kaiser Wilhelm (2. Großherzogl. Hess.) Nr. 116. Infanterie-Regt. Großherzogin (3. Großherzogl. Hess.) Nr. 117. Garde-Drägoner-Regt. (1. Großherz. Hess.) Nr. 23. Großherzogl. Artilleriecorps 1. Großherzogl. Hess. Feldartillerie-Regt. Nr. 25.	Hess. Leib-Garde-Regt. Hess. provisor. leichtes Regt. Garde-Chevaulegers-Regt. Artilleriecorps.
---	--

Sachsen.

1. (Leib-)Grenadier-Regt. Nr. 100. 2. Grenadier-Regt. Nr. 101 Kaiser Wilhelm, König von Preußen.	Inf.-Regt. König.
---	--------------------------

Heute.

3. Infanterie-Regt. Nr. 102,
Prinz-Regent Luitpold von Bayern.
4. Infanterie-Regt. Nr. 103.
5. Infanterie-Regt. Kronprinz Nr. 104.
6. Infanterie-Regt. Nr. 105,
König Wilhelm II. von Württemberg.
7. Infanterie-Regt. König Georg
Nr. 106.
8. Infanterie-Regt. Prinz Johann
Georg Nr. 107.
- Schützen-(Füsiliers-)Regt. Prinz
Georg Nr. 108.
1. Husaren-Regt. König Albert
Nr. 18.
2. Husaren-Regt. Königin Carola
Nr. 19.
1. Feldartillerie-Regt. Nr. 12.

1812.

- Inf.-Regt. Prinz Anton.
- Inf.-Regt. Prinz Maximilian.
- Inf.-Regt. Prinz Friedrich August.
- I. u. II. leichtes Bat.
- Chevaulegers- oder Ulanen-Regt.
Prinz Clemens.
Husaren-Regt.
- Artillerie-Regt. zu Fuß.

Württemberg.

- Grenadier-Regt. Königin Olga
(1. Württemberg.) Nr. 119.
- Infanterie-Regt. Alt-Württemberg
(3. Württemberg.) Nr. 121.
- Füsiliers-Regt.
Kaiser Franz Josef von Österreich,
König von Ungarn
(4. Württemberg.) Nr. 122.
- Grenadier-Regt. König Karl
(5. Württemberg.) Nr. 123.
- Infanterie-Regt. König Wilhelm I.
(6. Württemberg.) Nr. 124.
- Infanterie-Regt. Kaiser Friedrich,
König von Preußen (7. Württemb.)
Nr. 125.
8. Württemberg. Infanterie-Regt.
Nr. 126 Großherzog Friedrich
von Baden.

- Inf.-Regt. Nr. 1 Prinz Paul.
- Inf.-Regt. Nr. 2 Herzog Wilhelm.
- Inf.-Regt. Nr. 7.
- Fußjäger-Bat. Nr. 1 König.
- Fußjäger-Bat. Nr. 2.
- Garde zu Fuß.
- Inf.-Regt. Nr. 6 Kronprinz.
- Inf.-Regt. Nr. 8.
- 2 Bat. leichter Inf.
- Inf.-Regt. Nr. 4.

Heute.

- Dragoner-Regt. Königin Olga
(1. Württemberg.) Nr. 25.
Dragoner-Regt. König (2. Württemberg.) Nr. 26.
Ulanen-Regt. König Karl
(1. Württemberg.) Nr. 19.
Feldartillerie-Regt. König Karl
(1. Württemberg.) Nr. 13.
2. Württembergisches Feldartillerie-
Regt. Nr. 29 Prinz Regent Luit-
pold von Bayern.

1812.

- Leibschützen-Regt. Nr. 1.
Jäger-Regt. zu Pferd Herzog Louis
Nr. 3.
Chevaulegers-Regt. Prinz Adam.

2 reitende 2 leichte Fuß- 1 schwere Fuß-	} Batterien.
--	--------------

B a y e r n .

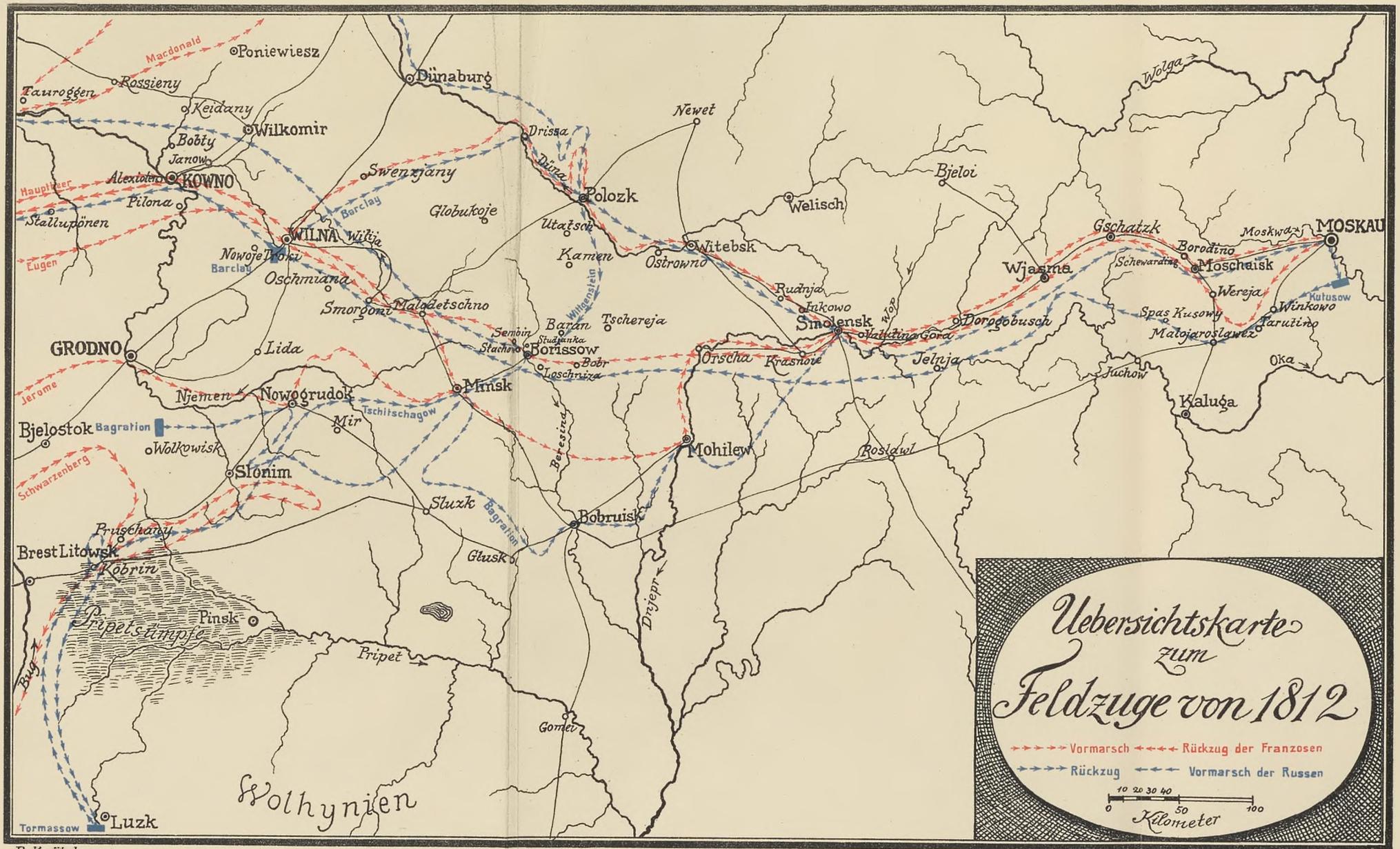
- | | |
|--|---|
| 1. Infanterie-Regt. König.
2. Infanterie-Regt. Kronprinz.
3. Infanterie-Regt. Prinz Karl
von Bayern.
4. Infanterie-Regt. König Wilhelm
von Württemberg.
5. Infanterie-Regt. Großherzog
Ernst Ludwig von Hessen.
6. Infanterie-Regt. Kaiser Wilhelm,
König von Preußen.
7. Infanterie-Regt. Prinz Leopold.
8. Infanterie-Regt. Großherzog
Friedrich II. v. Baden.
9. Infanterie-Regt. Wrede.
10. Infanterie-Regt. Prinz Ludwig.
11. Infanterie-Regt. von der Tann.
13. Infanterie-Regt. Kaiser Franz
Josef von Österreich.
15. Infanterie-Regt. König Frie-
drich August von Sachsen.
1. Chevaulegers-Regiment Kaiser
Nicolaus II. von Rußland.
2. Chevaulegers-Regiment Taxis.
3. Chevaulegers-Regiment Herzog
Karl Theodor. | 1. Linien-Inf.-Regt. König.
2. Linien-Inf.-Regt.
3. Linien-Inf.-Regt.

4. Linien-Inf.-Regt.
5. Linien-Inf.-Regt.
6. Linien-Inf.-Regt.
7. Linien-Inf.-Regt.
8. Linien-Inf.-Regt.

9. Linien-Inf.-Regt.
10. Linien-Inf.-Regt.
11. Linien-Inf.-Regt.
13. Linien-Inf.-Regt.

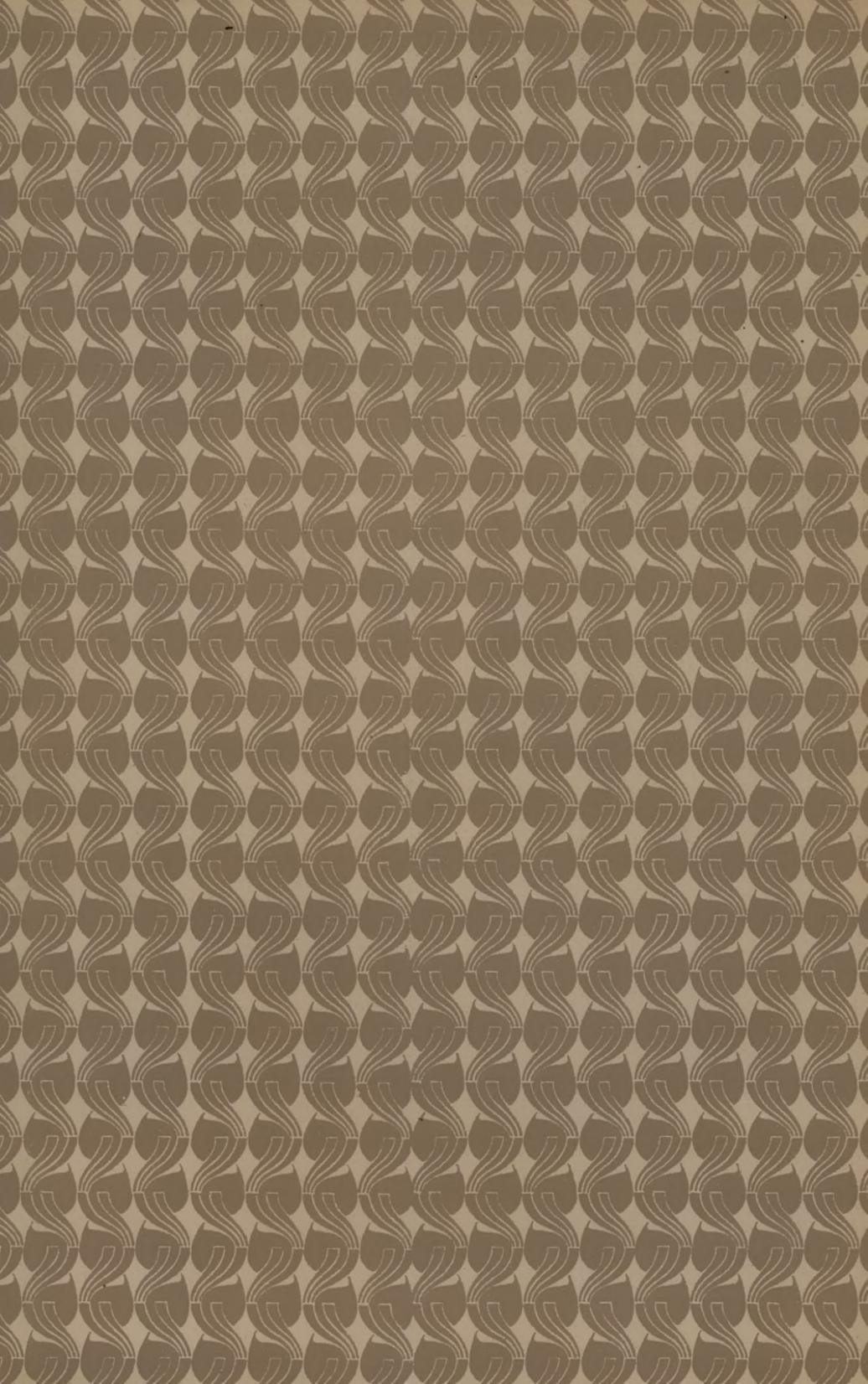
1. u. 2. leichtes Bat.
1. Chevaulegers-Regt.
2. Chevaulegers-Regt.
3. Chevaulegers-Regt. |
|--|---|

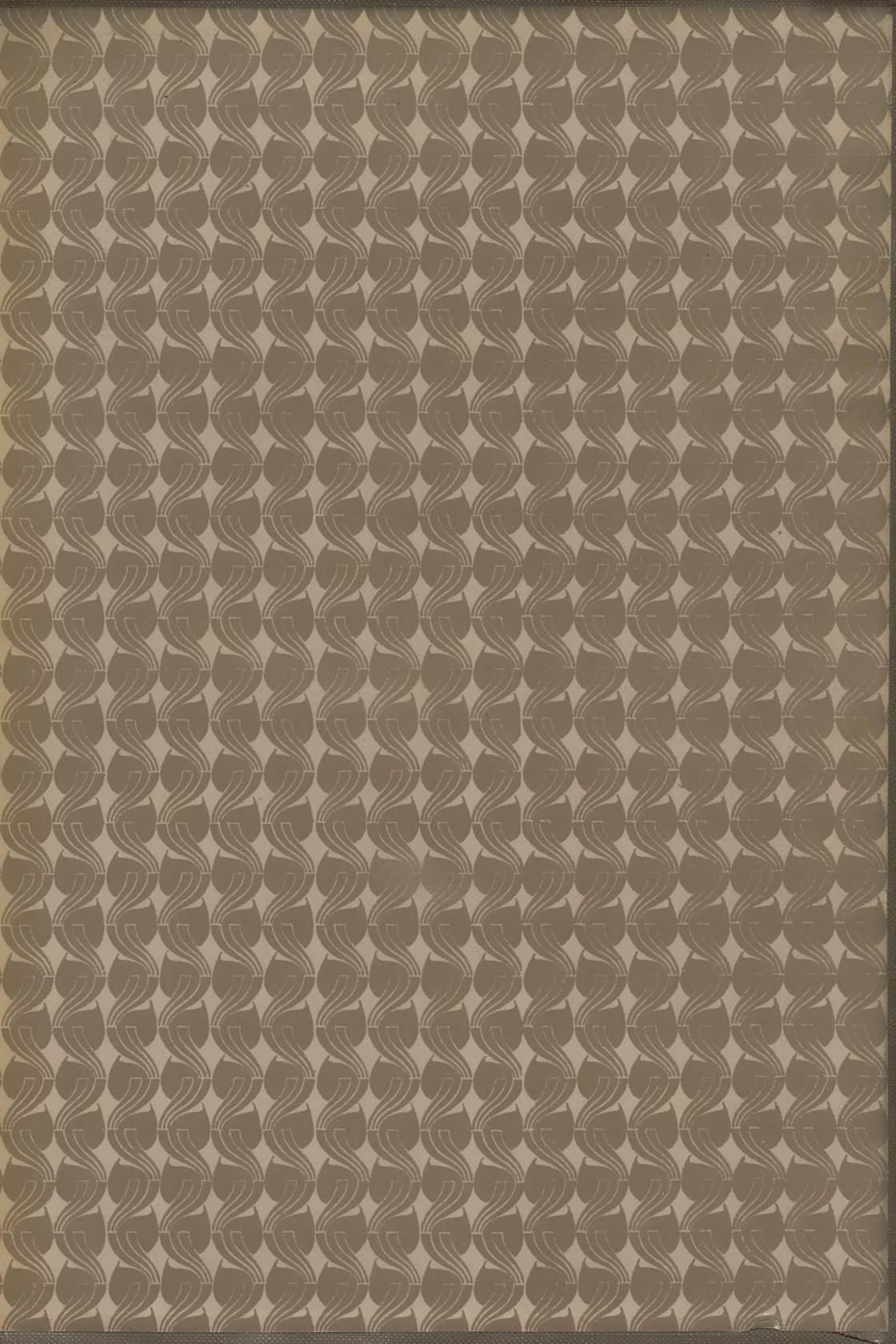
Heute.	1812.
4. Chevaulegers-Regiment König.	4. Chevaulegers-Regt.
5. Chevaulegers-Regiment Erzherzog Friedrich von Oesterreich.	5. Chevaulegers-Regt.
6. Chevaulegers-Regiment Prinz Albrecht von Preußen.	6. Chevaulegers-Regt.
1. Feldartillerie-Regiment Prinz- Regent Sunitpold.	Artillerie-Regt.
2. Feldartillerie-Regiment Horn.	



5-

20/612





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000742248



II 41969